Eine der größten Schurkereien, die je erlebt wurden

Aus der geheimen Verhandlung.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde Zeuge Oberleutnant (voller Name) über seine und der Angeklagten Krankheitsgeschichte vernommen. Er teilte mit, daß er im Jahre 1906 erkrankte und in der Behandlung des Stabsarztes Frühauf, sowie eines Regimentsarztes stand. Im Herbst 1908 erklärten ihn die Ärzte als völlig geheilt, später sind nie mehr die leisesten Symptome dieser Krankheit hervorgetreten, eine Kur in Bad Hall habe er nur vorsichtshalber gebraucht. Anfangs 1909 lernte er dann die Angeklagte kennen, die drei Monate darauf erkrankt ist und sich in Bielitz von einem Arzt, dessen Name dem Zeugen nicht bekannt ist, behandeln ließ. In Wien habe sie die Kur fortgesetzt.

Gibt es irgendwo auf dem Planeten noch so eine Bagage? Wenn in Berlin eine Verhandlung geheim durchgeführt wird — wie es gleichzeitig geschah — so kann auch nicht ein Ton in die Presse dringen. Der Saal ist im Nu ~~von Zeichnern und Schmierern~~ gereinigt. Ein Berliner Vorsitzender, dem man es zumuten wollte, das »Publikum« auszuschließen und die Preßkerle drinzulassen, würde den Antragsteller fragen, ob er ihn für einen Idioten halte. In Berlin denkt man immerhin so weit, daß man rechnet: 100 Zuhörer erzählen es einem Publikum von 500, das der Saal nicht gefaßt hätte. Aber einer, der's schreibt, bringt es einer Million bei. In Wien glaubt man, die »Öffentlichkeit« einer Verhandlung sei kongruent mit der Zahl, die das Zimmer faßt: wenn also drei als »Vertrauensmänner« drin bleiben, so sei das bei weitem nicht die Öffentlichkeit. Und den dreien sieht man es an der Nase an, daß sie Berichterstatter sind: eben deshalb werden sie zugelassen. Denn keine Minute könnten Funktionäre, die in die Zeitung kommen wollen, unter deren Ausschluß verhandeln. Den Bock zum Gärtner machen ist kein sprichwörtliches Absurdum mehr; es ist eine Möglichkeit neben jenem Unternehmen, das längst die Beachtung des [redacted] verdient: den Schmock zum Gärtner machen. Und hier, wo es sich um Sexuelles handelt, den Bock zum Vertrauensmann. Diese schändliche Praxis fällt in Wien keinem Kulturzeugen mehr auf. Hier kann eine Überschrift »Aus der geheimen Verhandlung« lauten. Geheime Verhandlungen mit Zulassung der Öffentlichkeit. Geheime Krankheiten mit Zulassung der Presse. Kein Geheimnis ohne Presse. Keine Kur in Hall ohne Gerichtssaalkorrespondenz. Der Arzt muß das Berufsgeheimnis wahren. Der Jurist nicht. Er kennt den Namen des Patienten, er bedauert, daß dieser den Namen des Arztes ~~schont~~. Mögen Existenzen, die eine Gerichtsverhandlung überdauern könnten, an der Berichterstattung zugrundegehen! Die Strafe genügt nicht. Man stellt fest, daß sie vorbestraft sind, man sorgt dafür, daß sie auch nachbestraft werden. Die Diskretion der geheimen Krankheit gegenüber beschränkt sich darauf, daß man sie nicht Syphilis nennt. So viel Hundspeitschen können gar nicht fabriziert werden, als man brauchte, um in Wien Anstand und Menschlichkeit zu erpressen.

5/01

~~Eine der größten Schurkereien, die je erlebt wurden~~

Aus der geheimen Verhandlung.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde Zeuge Oberleutnant (voller Name) über seine und der Angeklagten Krankheitsgeschichte vernommen. Er teilte mit, daß er im Jahre 1906 erkrankte und in der Behandlung des Stabsarztes Frühauf, sowie eines Regimentsarztes stand. Im Herbst 1908 erklärten ihn die Ärzte als völlig geheilt, später sind nie mehr die leisesten Symptome dieser Krankheit hervorgetreten, eine Kur in Bad Hall habe er nur vorsichtshalber gebraucht. Anfangs 1909 lernte er dann die Angeklagte kennen, die drei Monate darauf erkrankt ist und sich in Bielitz von einem Arzt, dessen Name dem Zeugen nicht bekannt ist, behandeln ließ. In Wien habe sie die Kur fortgesetzt.

Gibt es irgendwo auf dem Planeten noch so eine Bagage? Wenn in Berlin eine Verhandlung geheim durchgeführt wird — wie es gleichzeitig geschah — so kann auch nicht ein Ton in die Presse dringen. Der Saal ist im Nu gereinigt, und wenn sich's gar um die geheime Krankheit handelt, kann man sicher sein, daß nicht geschmiert wird. Ein Berliner Vorsitzender, dem man zumuten wollte, das »Publikum« auszuschließen und die Preßkerle drinzulassen, würde den Antragsteller fragen, ob er ihn für einen Idioten halte. In Berlin denkt man immerhin so weit, daß man rechnet: ~~100~~ Zuhörer erzählen es nur einem Publikum von 500, das der Saal nicht gefaßt hätte; aber einer, der's schreibt, bringt es einer Million bei. In Wien glaubt man, die »Öffentlichkeit« einer Verhandlung sei kongruent mit der Zahl, die das Zimmer faßt: wenn also drei als »Vertrauensmänner« drin bleiben, so sei das bei weitem nicht die Öffentlichkeit. Und den dreien sieht man es an der Nase an, daß sie Berichterstatter sind: eben deshalb werden sie zugelassen. Denn keine Minute könnten Funktionäre, die in die Zeitung kommen wollen, unter deren Ausschluß verhandeln. Den Bock zum Gärtner machen ist kein sprichwörtliches Absurdum mehr; es ist eine Möglichkeit geworden neben jenem Unternehmen, das längst die Beachtung des Büchmann verdient: den Schmock zum Gärtner machen. Und hier, wo es sich um Sexuelles handelt, den Bock zum Vertrauensmann. Diese schändliche Praxis fällt in Wien keinem Kulturzeugen mehr auf. Hier kann eine Überschrift »Aus der geheimen Verhandlung« lauten. Geheime Verhandlungen mit Zulassung der Öffentlichkeit. Geheime Krankheiten mit Zulassung der Presse. Kein Geheimnis ohne Presse. Keine Kur in Bad Hall ohne Gerichtssaalkorrespondenz. Der Arzt muß das Berufsgeheimnis wahren. Der Jurist nicht. Er kennt den Namen des Patienten, er bedauert, daß dieser den Namen des Arztes nicht preisgibt. Mögen Existenzen, die vielleicht eine Gerichtsverhandlung überdauern könnten, an der Gerichtssaalberichterstattung zugrundegehen! Die Strafe genügt nicht. Man stellt fest, daß sie vorbestraft sind, man sorgt dafür, daß sie auch nachbestraft werden. Die Diskretion der geheimen Krankheit gegenüber beschränkt sich darauf, daß man sie nicht Syphilis nennt! So viel Hundspeitschen können gar nicht fabriziert werden, als man brauchte, um in Wien Anstand und Menschlichkeit zu erpressen!

Geheime Verhandlungen mit Zulassung der Presse

Aus der geheimen Verhandlung.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde Zeuge Oberleutnant (voller Name) über seine und der Angeklagten Krankheitsgeschichte vernommen. Er teilte mit, daß er im Jahre 1906 erkrankte und in der Behandlung des Stabsarztes Frühauf, sowie eines Regimentsarztes stand. Im Herbst 1908 erklärten ihn die Ärzte als völlig geheilt, später sind nie mehr die leisesten Symptome dieser Krankheit hervorgetreten, eine Kur in Bad Hall habe er nur vorsichtshalber gebraucht. Anfangs 1909 lernte er dann die Angeklagte kennen, die drei Monate darauf erkrankt ist und sich in Bielitz von einem Arzt, dessen Name dem Zeugen nicht bekannt ist, behandeln ließ. In Wien habe sie die Kur fortgesetzt.

Gibt es irgendwo auf dem Planeten noch so eine Bagage? Wenn in Berlin eine Verhandlung geheim durchgeführt wird — wie es gleichzeitig geschah — so kann auch nicht ein Ton in die Presse dringen. Der Saal ist im Nu gereinigt, und wenn sich's gar um die geheime Krankheit handelt, kann man sicher sein, daß nicht geschmiert wird. Ein Berliner Vorsitzender, dem man zumuten wollte, das »Publikum« auszuschließen und die Preßkerle drinzulassen, würde den Antragsteller fragen, ob er ihn für einen Idioten halte. In Berlin denkt man immerhin so weit, daß man rechnet: 100 Zuhörer erzählen es nur einem Publikum von 500, das der Saal nicht gefaßt hätte; aber einer, der's schreibt, bringt es einer Million bei. In Wien glaubt man, die »Öffentlichkeit« einer Verhandlung sei kongruent mit der Zahl, die das Zimmer faßt: wenn also drei als »Vertrauensmänner« drin bleiben, so sei das bei weitem nicht die Öffentlichkeit. Und den dreien sieht man es an der Nase an, daß sie Berichterstatter sind: eben deshalb werden sie zugelassen. Denn keine Minute könnten Funktionäre, die in die Zeitung kommen wollen, unter deren Ausschluß verhandeln. Den Bock zum Gärtner machen ist kein sprichwörtliches Absurdum mehr; es ist eine Möglichkeit geworden neben jenem Unternehmen, das längst die Beachtung des Büchmann verdient: den Schmock zum Gärtner machen. Und hier, wo es sich um Sexuelles handelt, den Bock zum Vertrauensmann. Diese schändliche Praxis fällt in Wien keinem Kulturzeugen mehr auf. Hier kann eine Überschrift »Aus der geheimen Verhandlung« lauten. Geheime Verhandlungen mit Zulassung der Öffentlichkeit. Geheime Krankheiten mit Zulassung der Presse. Kein Geheimnis ohne Presse. Keine Kur in Bad Hall ohne Gerichtssaalkorrespondenz. Der Arzt muß das Berufsgeheimnis wahren. Der Jurist nicht. Er kennt den Namen des Patienten, er bedauert, daß dieser den Namen des Arztes nicht preisgibt. Mögen Existenzen, die vielleicht eine Gerichtsverhandlung überdauern könnten, an der Gerichtssaalberichterstattung zugrundegehen! Die Strafe genügt nicht. Man stellt fest, daß sie vorbestraft sind, man sorgt dafür, daß sie auch nachbestraft werden. Die Diskretion der geheimen Krankheit gegenüber beschränkt sich darauf, daß man sie nicht Syphilis nennt! So viel Hundspeitschen können gar nicht fabriziert werden, als man brauchte, um in Wien Anstand und Menschlichkeit zu erpressen!

Öffentliche Verhandlungen unter Ausschluß der Presse

Zur Hundspeitsche zu schlecht ist eine Presse, die trotz der Selbstverpflichtung durch Vornotizen den Bericht über den Abschluß des Trebitsch-Prozesses unterschlagen hat. Sie tat es, wiewohl der Ausgang für den Beklagten aus formal-juristischen Gründen günstig war. Die liberale Presse hat den Prozeßbericht zur Gänze unterdrückt, die antisemitische und sozialdemokratische hat hinter dem Schein der objektiven Notiznahme die Hauptsache unterschlagen. Nur das Reichspost ist die folgende Tatsache zu entnehmen:

Im Verlaufe einer Gerichtsverhandlung hat heute der ehemalige Hofschauspieler und gegenwärtig am Konservatorium als Lehrer wirkende Professor Gregori zugegeben, daß er als Kurator der Bauernfeldstiftung durch Abgabe seiner Stimme für die Zuerkennung des Preises an den Schriftsteller Siegfried Trebitsch für die Novelle »Das Feldherrn Traum« eingetreten ist, wiewohl er diese nicht einmal gelesen hatte. Herr Gregori wußte zu seiner »Entschuldigung« noch anzuführen, daß auch andere Mitglieder des Kuratoriums der Preiszuerkennung zustimmten, ohne die Novelle gelesen zu haben.

Er verklausulierte diese ungeheuerliche Tatsache mit der Erklärung, man habe diesem Buch des Trebitsch in Hinblick auf dessen sonstige literarische Verdienste den Preis zuerkannt.

Wir wollen nicht annehmen, daß neben diesen literarischen Verdiensten auch die sicher nicht kleinen Verdienste des reichen Seidenfabrikanten Trebitsch als Kriterium für die Preiszuerkennung gegolten haben. . . . Es ist nur eine selbstverständliche Forderung, daß Gregori und die anderen Mitschuldigen ihr Amt im Preisrichterkollegium des Bauernfeldpreises niederlegen.

Aus dem Prozeßbericht:

Herr Gregori habe ein Buch seines Bruders, das er nicht einmal selbst gelesen habe, für den Bauernfeldpreis vorgeschlagen.

Gregori erwiderte darauf, er habe sämtliche Werke des Siegfried Trebitsch gelesen, nur das Buch »Der Traum des Feldherrn« nicht. — Kläger: Gerade dieses Buch erhielt den Bauernfeldpreis und Herr Gregori hat für die Preiszuerkennung gestimmt.

Angekl.: Ich bin überzeugt, daß zwei oder drei andere Herren im Kuratorium gerade dieses Buch auch nicht gelesen haben, Herrn Trebitsch wurde mit Rücksicht auf seine literarischen Verdienste der Preis verliehen.

Kläger: Herr Gregori hat also zugegeben, daß er für die Preiszuerkennung eintrat, ohne das Preiswerk zu kennen.

Tausend Tatsachen aus dem Privatleben von Kläger und Beklagten werden im Lauf eines Jahres von der verächtlichsten Presse des Erdballs in die Stinkluft des Personalinteresses eingetragen. Privatleute werden öffentliche Figuren durch das Unglück, daß ein Strolch, der über Druckerschwärze verfügt, sich in Gerichtszimmer eingeschlichen hat. Öffentliche Figuren, auf deren Angelegenheit das Interesse Anspruch hat, werden zu Privatleuten. Ein Druck auf den Kapitalshebel genügt und die Chefredakteure winken mit wackelndem Kopf — »was ham wr das nethig« — ihrem Gerichtssaalreporter ab. Zehn Spalten für einen Ehebruch: der Literaturskandal der Verteilung des Bauernfeldpreises dringt durch keine Ritze. Aber sie wird ihm geöffnet werden. Es wird dafür gesorgt werden, daß diese Sache zum klappen kommt. Der Professor Minor ist tot. Die Überlebenden des Bauernfeld-

Kuratoriums sind der Sektionschef Stadler aus dem Unterrichtsministerium, der Advokat Weißl, ~~der tüchtige~~ Kalbeck und deren Anzeiger und Selbstanzeiger Gregori, der endlich — nach Burgtheater und Mannheim — seinen Posten ausfüllt. // Die Herren werden hiermit aufgefordert, ihre Ansicht über die sonstigen literarischen Verdienste des Herrn Trebitsch ausführlich zu motivieren und anzugeben, wer sie ihnen beigebracht hat und überhaupt wozu sie auf der Welt sind. Sollte die Antwort nicht befriedigend ausfallen, so werden die Herren die Freundlichkeit haben, ihr Amt, ihre Meinung und sich selbst niederzulegen, damit mein Fuß über sie hinwegschreite.

Öffentliche Verhandlungen ~~unter~~ Ausschluß der Presse

Zur Hundspeitsche zu schlecht ist eine Presse, die trotz der Bindung durch Vornotizen den Bericht über den Abschluß des Trebitsch-Prozesses unterschlagen hat. Sie tat es, wiewohl der Ausgang für den Beklagten aus formal-juristischen Gründen günstig war. Die liberale Presse hat den Prozeßbericht zur Gänze unterdrückt, die antisemitische und sozialdemokratische hat, was schlimmer ist, hinter dem Schein der objektiven Notiznahme die Hauptsache unterschlagen. Sie können sich auf die Gerichtssaalkorrespondenz ausreden, die schon gewußt hat, was sie den Redaktionen zumuten dürfe, und der sie diesmal nicht ins Handwerk gepfuscht haben. Einem einzigen Blatt, der Reichspost ist die folgende Tatsache zu entnehmen:

Im Verlaufe einer Gerichtsverhandlung hat heute der ehemalige Hofschauspieler und gegenwärtig am Konservatorium als Lehrer wirkende Professor Gregori zugegeben, daß er als Kurator der Bauernfeldstiftung durch Abgabe seiner Stimme für die Zuerkennung des Preises an den Schriftsteller Siegfried Trebitsch für die Novelle ›Das Feldherrn Traum‹ eingetreten ist, wiewohl er diese nicht einmal gelesen hatte. Herr Gregori wußte zu seiner ›Entschuldigung‹ noch anzuführen, daß auch andere Mitglieder des Kuratoriums der Preiszuerkennung zustimmten, ohne die Novelle gelesen zu haben.

Er verklausulierte diese ungeheuerliche Tatsache mit der Erklärung, man habe diesem Buch des Trebitsch in Hinblick auf dessen sonstige literarische Verdienste den Preis zuerkannt.

Wir wollen nicht annehmen, daß neben diesen literarischen Verdiensten auch die sicher nicht kleinen Verdienste des reichen Seidenfabrikanten Trebitsch als Kriterium für die Preiszuerkennung gegolten haben. . . . Es ist nur eine selbstverständliche Forderung, daß Gregori und die anderen Mitschuldigen ihr Amt im Preisrichterkollegium des Bauernfeldpreises niederlegen.

Aus dem Prozeßbericht:

. . . . Herr Gregori habe ein Buch seines Bruders, das er nicht einmal selbst gelesen habe, für den Bauernfeldpreis vorgeschlagen.

Gregori erwiderte darauf, er habe sämtliche Werke des Siegfried Trebitsch gelesen, nur das Buch ›Der Traum des Feldherrn‹ nicht. — Kläger: Gerade dieses Buch erhielt den Bauernfeldpreis und Herr Gregori hat für die Preiszuerkennung gestimmt.

Zeuge: Ich bin überzeugt, daß zwei oder drei andere Herren im Kuratorium gerade dieses Buch auch nicht gelesen haben, Herrn Trebitsch wurde mit Rücksicht auf seine literarischen Verdienste der Preis verliehen.

Kläger: Herr Gregori hat also zugegeben, daß er für die Preiszuerkennung eintrat, ohne das Preiswerk zu kennen.

Tausend Tatsachen aus dem Privatleben von Kläger und Beklagten werden im Lauf eines Jahres von der verächtlichsten Presse des Erdballs in die Stinkluft des Personalinteresses eingetragen. Privatleute werden öffentliche Figuren durch das Unglück, daß ein Strolch, der über Druckerschwärze verfügt, sich im Gerichtszimmer aufhält. Öffentliche Figuren, auf deren Affären das Interesse Anspruch hat, werden zu Privatleuten. Ein Druck auf den Kapitalshebel genügt und die Chefredakteure winken mit wackelndem Kopf — ›was ham wr das nethig‹ — ihrem Gerichtssaalreporter ab. Zehn Spalten für einen Ehebruch: der Literaturskandal der Verteilung des Bauernfeldpreises dringt durch keine Ritze. Aber sie wird ihm geöffnet werden. Es wird dafür gesorgt werden, daß diese Sache zum Klappen kommt. Der Professor Minor ist tot. Die Überlebenden des Bauernfeld-Kuratoriums sind der Sektionschef Stadler aus dem Unterrichtsministerium, der Advokat Weißl, jener Kalbeck, ~~Litt~~ ein lebender Trebitsch ~~mehr gilt~~ als ein toter ~~Hugo~~ Wolf, und deren Anzeiger und Selbstanzeiger Gregori, der endlich — nach Burgtheater und Mannheim — seinen Posten ausfüllt. Er hat sich erleichtert. Er wollte nicht sterben, ehe diese Schuld von seinem Gewissen gewälzt war. Er hat den schimpflichen Verdacht, daß er in Kenntnis einer Dichtung des Trebitsch ihr den Preis zuerkannt habe, von sich getan. Nun ist die Reihe an den zwei andern. Die Herren werden hiermit aufgefordert, ihre ~~Ansicht~~ über die sonstigen literarischen Verdienste des Herrn Trebitsch ausführlich zu motivieren und anzugeben, wer sie ihnen beigebracht hat, ferner wer ihnen das Recht gegeben hat, eine ~~Ansicht~~ über literarische Dinge zu haben, wer sie ermächtigt hat, Literaturpreise zu verteilen, und überhaupt wozu sie auf der Welt sind. Sollte die Antwort nicht befriedigend ausfallen, so werden die Herren die Freundlichkeit haben, nach Rückerstattung des Trebitschpreises nebst Zinsen an Bauernfeld, ihr Amt, ihre Meinung und sich selbst niederzulegen, damit mein Fuß über sie hinwegschreite.

Öffentliche Verhandlungen mit Ausschluß der Presse

Zur Hundspeitsche zu schlecht ist eine Presse, die trotz der Bindung durch Vornotizen den Bericht über den Abschluß des Trebitsch-Prozesses unterschlagen hat. Sie tat es, wiewohl der Ausgang für den Beklagten aus formal-juristischen Gründen günstig war. Die liberale Presse hat den Prozeßbericht zur Gänze unterdrückt, die antisemitische und sozialdemokratische hat, was schlimmer ist, hinter dem Schein der objektiven Notiznahme die Hauptsache unterschlagen. Sie können sich auf die Gerichtssaalkorrespondenz ausreden, die schon gewußt hat, was sie den Redaktionen zumuten dürfe, und der sie diesmal nicht ins Handwerk gepfuscht haben. Einem einzigen Blatt, der Reichspost ist die folgende Tatsache zu entnehmen:

Im Verlaufe einer Gerichtsverhandlung hat heute der ehemalige Hofschauspieler und gegenwärtig am Konservatorium als Lehrer wirkende Professor Gregori zugegeben, daß er als Kurator der Bauernfeldstiftung durch Abgabe seiner Stimme für die Zuerkennung des Preises an den Schriftsteller Siegfried Trebitsch für die Novelle »Das Feldherrn Traum« eingetreten ist, wiewohl er diese nicht einmal gelesen hatte. Herr Gregori wußte zu seiner »Entschuldigung« noch anzuführen, daß auch andere Mitglieder des Kuratoriums der Preiszuerkennung zustimmten, ohne die Novelle gelesen zu haben.

Er verklausulierte diese ungeheuerliche Tatsache mit der Erklärung, man habe diesem Buch des Trebitsch in Hinblick auf dessen sonstige literarische Verdienste den Preis zuerkannt.

Wir wollen nicht annehmen, daß neben diesen literarischen Verdiensten auch die sicher nicht kleinen Verdienste des reichen Seidenfabrikanten Trebitsch als Kriterium für die Preiszuerkennung gegolten haben. . . . Es ist nur eine selbstverständliche Forderung, daß Gregori und die anderen Mitschuldigen ihr Amt im Preisrichterkollegium des Bauernfeldpreises niederlegen.

Aus dem Prozeßbericht:

. . . . Herr Gregori habe ein Buch seines Bruders, das er nicht einmal selbst gelesen habe, für den Bauernfeldpreis vorgeschlagen.

Gregori erwiderte darauf, er habe sämtliche Werke des Siegfried Trebitsch gelesen, nur das Buch »Der Traum des Feldherrn« nicht. — Kläger: Gerade dieses Buch erhielt den Bauernfeldpreis und Herr Gregori hat für die Preiszuerkennung gestimmt.

Zeuge: Ich bin überzeugt, daß zwei oder drei andere Herren im Kuratorium gerade dieses Buch auch nicht gelesen haben, Herrn Trebitsch wurde mit Rücksicht auf seine literarischen Verdienste der Preis verliehen.

Kläger: Herr Gregori hat also zugegeben, daß er für die Preiszuerkennung eintrat, ohne das Preiswerk zu kennen.

Tausend Tatsachen aus dem Privatleben von Kläger und Beklagten werden im Lauf eines Jahres von der verächtlichsten Presse des Erdballs in die Stinkluft des Personalinteresses eingetragen. Privatleute werden öffentliche Figuren durch das Unglück, daß ein Strolch, der über Druckerschwärze verfügt, sich im Gerichtszimmer aufhält. Öffentliche Figuren, auf deren Affären das Interesse Anspruch hat, werden zu Privatleuten. Ein Druck auf den Kapitalshebel genügt und die Chefredakteure winken mit wackelndem Kopf — »was ham wr das nethig« — ihrem Gerichtssaalreporter ab. Zehn Spalten für einen Ehebruch: der Literaturskandal der Verteilung des Bauernfeldpreises dringt durch keine Ritze. Aber sie wird ihm geöffnet werden. Es wird dafür gesorgt werden, daß diese Sache zum Klappen kommt. Der Professor Minor ist tot. Die Überlebenden des Bauernfeld-Kuratoriums sind der Sektionschef Stadler aus dem Unterrichtsministerium, der Advokat Weissel, jener Kalbeck, nach dessen Ansicht ein lebendiger Trebitsch besser ist als ein toter Wolf, und deren Anzeiger und Selbstanzeiger Gregori, der endlich — nach Burgtheater und Mannheim — seinen Posten ausfüllt. Er hat sich erleichtert. Er wollte nicht sterben, ehe diese Schuld von seinem Gewissen gewälzt war. Er hat den schmählichen Verdacht, daß er in Kenntnis einer Dichtung des Trebitsch ihr den Preis zuerkannt habe, von sich getan. Nun ist die Reihe an den zwei oder drei andern. Die Herren werden hiermit aufgefordert, ihre Meinung über die sonstigen literarischen Verdienste des Herrn Trebitsch ausführlich zu motivieren und anzugeben, wer sie ihnen beigebracht hat; ferner wer ihnen das Recht gegeben hat, eine Meinung über literarische Dinge zu haben; wer sie ermächtigt hat, Literaturpreise zu verteilen; und überhaupt wozu sie auf der Welt sind. Sollte die Antwort nicht befriedigend ausfallen, so werden die Herren die Freundlichkeit haben, nach Rückerstattung des Trebitschpreises nebst Verzugszinsen an Bauernfeld, ihr Amt, ihre Meinung und sich selbst niederzulegen, damit mein Fuß über sie hinwegschreite.

Das journalistische Beichtgeheimnis.

». . . . Der Justizminister erwiderte, er müsse zugeben, daß das Preßgesetz tatsächlich in dieser Richtung eine Lücke enthalte, weil es für die Journalisten nicht so wie für die Geistlichen eine Entbindung von der Verpflichtung der Zeugenaussage anerkennt. Er habe aber von der Generalprokuratur bereits ein Gutachten abverlangt, welches er in den nächsten Tagen erhalten und dann sofort bekanntgeben werde.

Im Laufe des Gespräches bemerkte der Justizminister, daß er persönlich in dieser Frage der liberaleren Auffassung zuneige.«

Offenbar.

Das journalistische Beichtgeheimnis.

». . . . Der Justizminister erwiderte, er müsse zugeben, daß das Preßgesetz tatsächlich in dieser Richtung eine Lücke enthalte, weil es für die Journalisten nicht so wie für die Geistlichen eine Entbindung von der Verpflichtung der Zeugenaussage anerkennt. Er habe aber von der Generalprokuratur bereits ein Gutachten abverlangt, welches er in den nächsten Tagen erhalten und dann sofort bekanntgeben werde.

Im Laufe des Gespräches bemerkte der Justizminister, daß er persönlich in dieser Frage der liberaleren Auffassung zuneige.«

Offenbar.

Nun also,
Erzherzog Josef schreibt fürs Neue Wiener Journal, die Königin von Italien fürs Berliner Tageblatt.

4.

Nun also,
der Erzherzog Josef schreibt fürs Neue Wiener Journal, die Königin von Italien fürs Berliner Tageblatt.

Das ist nicht dasselbe

Zum Obmann der Preßsektion Präsidenten und Chefredakteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' Wilhelm Singer äußerte der Erzherzog, er habe mit der Ausstellung wohl viel zu tun gehabt. Präsident Singer entgegnete, er habe sich mit allen Kollegen sehr gern dieser Arbeit unterzogen, da es sich um eine so große und schöne Sache handle. Der Erzherzog fragte den Präsidenten darauf, ob er schon in Dalmatien gewesen sei. Präsident Singer antwortete: »Jawohl, kaiserliche Hoheit, allein und mit dem Internationalen Preßkongreß.« Der Erzherzog fügte hinzu, er glaube, Präsident Singer in Triest gesehen zu haben, worauf dieser antwortete, daß dies nicht er, sondern sein Bruder gewesen sei. Der Erzherzog schloß mit den Worten, es sei sehr recht, daß für Dalmatien etwas geschehe.

Verwandt, aber nicht identisch. Beide tun für Dalmatien. Aber der Unterschied ist, daß der eine Aristokrat und der andere noch Demokrat ist.

Das ist nicht dasselbe

. . . . Zum Obmann der Preßsektion Präsidenten und Chefredakteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' Wilhelm Singer äußerte der Erzherzog, er habe mit der Ausstellung wohl viel zu tun gehabt. Präsident Singer entgegnete, er habe sich mit allen Kollegen sehr gern dieser Arbeit unterzogen, da es sich um eine so große und schöne Sache handle. Der Erzherzog fragte den Präsidenten darauf, ob er schon in Dalmatien gewesen sei. Präsident Singer antwortete: »Jawohl, kaiserliche Hoheit, allein und mit dem Internationalen Preßkongreß.« Der Erzherzog fügte hinzu, er glaube, Präsident Singer in Triest gesehen zu haben, worauf dieser antwortete, daß dies nicht er, sondern sein Bruder gewesen sei. Der Erzherzog schloß mit den Worten, es sei sehr recht, daß für Dalmatien etwas geschehe.

Verwandt, aber nicht identisch. Beide tun für Dalmatien. Aber der Unterschied ist, daß der eine Aristokrat und der andere noch Demokrat ist.

Bitte, da gibts keine Verwechslung! Das ist der Hirsch von der Jagdausstellung

Den Presseleiter der Ausstellung Redakteur Julius Hirsch fragte der Erzherzog; »Sie vertreten speziell die Presse in der Ausstellungsleitung, es war viel zu tun?« Herr Hirsch erwiderte: »Zu Befehl, kaiserliche Hoheit, ich wurde aber von der gesamten Presse des In- und Auslandes unterstützt, da es galt, nicht nur ein Werk der Schönheit, sondern auch ein patriotisches Werk zu fördern.« Der Erzherzog: »Ich habe auch in auswärtigen Blättern recht viel über die Adriaausstellung gelesen.« Presseleiter Hirsch: »Es sind auch heute die Vertreter der ausländischen Zeitungen ebenso wie die der inländischen Presse vollzählig hier erschienen.«

Mitteilungen einer unterrichteten Persönlichkeit

Von einer Persönlichkeit, welche über die Vorgänge im heutigen gemeinsamen Ministerrate genau unterrichtet ist, erhalten wir die folgenden Mitteilungen . . . .

Wie? So unsaubere Leute sitzen in einem Ministerrat?

Bitte, da gibts keine Verwechslung, das ist der Hirsch von der Jagdausstellung

. . . . Den Presseleiter der Ausstellung Redakteur Julius Hirsch fragte der Erzherzog; »Sie vertreten speziell die Presse in der Ausstellungsleitung, es war viel zu tun?« Herr Hirsch erwiderte: »Zu Befehl, kaiserliche Hoheit, ich wurde aber von der gesamten Presse des In- und Auslandes unterstützt, da es galt, nicht nur ein Werk der Schönheit, sondern auch ein patriotisches Werk zu fördern.« Der Erzherzog: »Ich habe auch in auswärtigen Blättern recht viel über die Adriaausstellung gelesen.« Presseleiter Hirsch: »Es sind auch heute die Vertreter der ausländischen Zeitungen ebenso wie die der inländischen Presse vollzählig hier erschienen.«

Die Unterstützung, da es galt, besteht darin, daß alle ~~beteiligt wurden~~

Bitte, da gibts keine Verwechslung, das ist der Hirsch von der Jagdausstellung

. . . . Den Presseleiter der Ausstellung Redakteur Julius Hirsch fragte der Erzherzog; »Sie vertreten speziell die Presse in der Ausstellungsleitung, es war viel zu tun?« Herr Hirsch erwiderte: »Zu Befehl, kaiserliche Hoheit, ich wurde aber von der gesamten Presse des In- und Auslandes unterstützt, da es galt, nicht nur ein Werk der Schönheit, sondern auch ein patriotisches Werk zu fördern.« Der Erzherzog: »Ich habe auch in auswärtigen Blättern recht viel über die Adriaausstellung gelesen.« Presseleiter Hirsch: »Es sind auch heute die Vertreter der ausländischen Zeitungen ebenso wie die der inländischen Presse vollzählig hier erschienen.«

Die Unterstützung, da es galt, besteht darin, daß alle Geld bekämen.

Der Herausgeber

Es ist bekannt, daß jener Teil der Bevölkerung, aus dem die Journalisten hervorgehen, einen unwiderstehlichen Hang hat, »hinaus« und »heraus« zu verwechseln. Sie fühlen sich immer als Draußenstehende und sagen deshalb »herauskommen«, wenn sie »hinauskommen« sagen wollen. Wenn sie »hinausgeworfen« werden, so sehen sie sich schon vor der Tür und sagen, man habe sie »herausgeworfen«. Vor den Wahlen rufen sie sich zu: »Heraus aus dem Sumpf!«, als wären sie schon draußen. Vor der Entspannung wünschen sie nichts weiter wie: »Heraus aus der Ungewißheit!« Ich wartete auf den Augenblick, wo sie den Abschied vom Bösendorfer-Saal beklagen und Raimunds herrliches »So leb denn wohl« zitieren würden. Der Vater Korngold hat mich nicht enttäuscht:

»Wir ziehen betrübt aus dir heraus«, das naive Liedchen des Volksdichters, das schlicht eine Empfindung ausdrückt, für die wir die großen Worte scheuen, tritt uns auf die Lippen.

Auf die Lippen heraus? Oder auf die Lippen herauf? Auf was herauf? Der Bösendorfer-Saal fällt der Häuserspekulation zum Opfer. Man zieht betrübt heraus, was herauszuziehen ist.

7.

Der Herausgeber

Es ist bekannt, daß jener Teil der Bevölkerung, aus dem die Journalisten hervorgehen, einen unwiderstehlichen Hang hat, ›hinaus‹ und ›heraus‹ zu verwechseln. Sie fühlen sich immer als Draußenstehende und sagen deshalb ›herauskommen‹, wenn sie ›hinauskommen‹ sagen wollen. Wenn sie hinausgeworfen werden, so sehen sie sich schon vor der Tür und sagen, man habe sie herausgeworfen. Vor den Wahlen rufen sie einander zu: ›Heraus aus dem Sumpf!‹, als wären sie schon draußen. Vor der Entspannung wünschen sie nichts weiter als: ›Heraus aus der Ungewißheit!‹ Ich wartete auf den Augenblick, wo sie den Abschied vom Bösendorfer-Saal beklagen und Raimunds herrliches ›So leb denn wohl‹ zitieren würden. Der Vater Korngold hat mich nicht enttäuscht:

›Wir ziehn betrübt aus dir heraus‹, das naive Liedchen des Volksdichters, das schlicht eine Empfindung ausdrückt, für die wir die großen Worte scheuen, tritt uns auf die Lippen.

Auf die Lippen heraus? Oder auf die Lippen herauf? Auf was herauf? Der Bösendorfer-Saal fällt der Häuserspekulation zum Opfer. Sie ziehn betrübt heraus, was herauszuziehen ist.

Gut gesehen

»Die Filialleiter haben alle Hände voll zu tun, um die Klienten zum Ankauf von Nonvaleurs zu überreden.«

8.

Die Ausmusterung

. . . . Wir Wiener Hausfrauen leben gerade jetzt vor der Übersiedlung aufs Land in dem Zeichen der Ausmusterung der Garderobekästen für Mann, Frau und Kinder . . . .

Rosa Löwit.

Das ist nicht wahr, sondern wir Wiener Hausfrauen mustern einfach jetzt vor der Übersiedlung die Garderobekästen aus. Leider stehen aber auch wir Wiener Hausherren noch immer nicht im Zeichen der Ausmusterung der Phrasenkisten für Mann, Frau und Kinder. Wir sollten uns aber entschließen, sie bedingungslos für jene Herren zu räumen, die in der Journalistik die anerkannt besten Zahler sind.

Die Ausmusterung

. . . . Wir Wiener Hausfrauen leben gerade jetzt vor der Übersiedlung aufs Land in dem Zeichen der Ausmusterung der Garderobekästen für Mann, Frau und Kinder . . . .

~~Rosa Löwit~~

Das ist nicht wahr, sondern wir Wiener Hausfrauen mustern einfach jetzt vor der Übersiedlung die Garderobekästen aus. Leider stehen aber auch wir Wiener Hausherren noch immer nicht im Zeichen der Ausmusterung der Phrasenkisten für Mann, Frau und Kinder. Wir sollten uns aber entschließen, sie bedingungslos für jene Herren zu räumen, die in der Journalistik die anerkannt besten Zahler sind.

Der Neuschmock

f-d. Deutsches Volkstheater. Zum erstenmal »Gute Mütter«, Komödie in drei Akten von Rudolf Holzer. — Schade, daß dieses liebe und feine Stück so wenig gekonnt ist. Es hat um seine Bilder und Worte oft einen leisen Duft, der wie aus einem verschwiegenen tiefen Blühen kommt. Denn dieses Stück quillt aus einer bewegten Seele, und ein stiller und warmer Mensch hat mit ihm einem starken Erlebnis Worte gegeben. Das ist der entscheidende Eindruck der Komödie: sie ist der schmerzliche Ruf aus einem aufgerührten Leben .... Das Publikum war von der inneren Noblesse des Stückes sichtlich sehr berührt und rief den erfolgreichen Dichter oft und warm vor die Rampe.

f. s. hingegen meint, daß »in vielen Worten ein Schnalzen von Humor und Witz ist«, der Hauptdarsteller entwickelt einen liebenswerten Aufwand an Pracht des Gemütes, an Ironie und an leiser Angeschärftheit von stolz verheimlichtem Kummer«, ein Episodist ist gut, weil er »an sich selbst arbeitet«, der Autor soll auch »arbeiten«: »vergrämen darf er nicht«. (Wen darf er nicht vergrämen?) Mit einem Wort, den neuen Reportern ist nicht über die Gasse zu trauen. Die alten Phrasen waren ihnen zu eng, die neuen fallen ihnen vom Leib. Immer wird das sichtbar, was nicht dahintersteckt.

Der Neuschmock

f-d. Deutsches Volkstheater. Zum erstenmal »Gute Mütter«, Komödie in drei Akten von Rudolf Holzer. — Schade, daß dieses liebe und feine Stück so wenig gekonnt ist. Es hat um seine Bilder und Worte oft einen leisen Duft, der wie aus einem verschwiegenen tiefen Blühen kommt. Denn dieses Stück quillt aus einer bewegten Seele, und ein stiller und warmer Mensch hat mit ihm einem starken Erlebnis Worte gegeben. Das ist der entscheidende Eindruck der Komödie: sie ist der schmerzliche Ruf aus einem aufgerührten Leben .... Das Publikum war von der inneren Noblesse des Stückes sichtlich sehr berührt und rief den erfolgreichen Dichter oft und warm vor die Rampe.

f. s. hingegen meint, daß »in vielen Worten ein Schnalzen von Humor und Witz ist«, der Hauptdarsteller entwickelt einen liebenswerten Aufwand an Pracht des Gemütes, an Ironie und an leiser Angeschärftheit von stolz verheimlichtem Kummer«, ein Episodist ist gut, weil er »an sich selbst arbeitet«, der Autor soll auch »arbeiten«: »vergrämen darf er nicht«. (Wen darf er nicht vergrämen?) Mit einem Wort, den neuen Reportern ist nicht über die Gasse zu trauen. Die alten Phrasen waren ihnen zu eng, die neuen fallen ihnen vom Leib. Immer wird das sichtbar, was nicht dahintersteckt.

Desperanto

(Aus den zu Pfingsten in der Neuen Freien Presse den Österreichern erteilten Ratschlägen)

tatschen	Aus dem Chinesischen, wahrscheinlich so viel wie: feige
Sich in die Gedankenfabrik einsperren und dem Nachbar Sorgenspinner zustöhnen	Grübeln und verzweifeln
Im Froschpfuhl der Späßeverschleißer nicht wonnig wie in eines Golfstromes sanftester Dünung plätschern	Keinen Spaß, aber diesen Satz verstehen
Das Nußschälchen aber, das den Kern seines Glaubens umschließt, hatte auch zuvor niemals in mir ein Zweifel benagt	Lob des jungen Chlumecky
Kittritzen	Kein albanesischer Stamm, sondern Ritzen eines Schaufensters
Zwei Stimmungs- und Meinungsströme konnten in den Entschfuß münden, Albaniens Zukunft an den umblitzten Flaggenschaft austro-italischen Einvernehmens zu hängen	Balkanwirren
der schwerer übers Herz zu bringende Mut zu dem Eingeständnis dessen, was unter dunklerem Himmel von drängender Taktikerpflicht erzwungen ward	Entspannung
Was einander im Gewand des Wesens fremd ist und dennoch (der in kühle Klarheit ausmünzbarer Vernunft Strebende mit dem von jedem Abgrund, jedem Nebengeflüster in seine von Selbstqual gewürzte Seligkeit Verlockten) miteinander auf demselben Teilchen der Erdrinde hausen muß, wäge, ohne im Willen schwach oder schwindlig zu werden, nicht noch ferner nach Worten, deren Wucht im Ohre Dieses anders ist, als sie auf jenes Lippe war, sondern nur nach der Leistung für das vererbbare Gut der Gemeinschaft	

Desperanto

(Aus den zu Pfingsten in der Neuen Freien Presse den Österreichern erteilten Ratschlägen)

tatscheu	Aus dem Chinesischen, wahrscheinlich so viel wie: feige
Sich in die Gedankenfabrik einsperren und dem Nachbar Sorgenspinner zustöhnen	Grübeln und verzweifeln
Im Froschpfuhl der Späßeverschleißer nicht wonnig wie in eines Golfstromes sanftester Dünung plätschern	Keinen Spaß, aber auch diesen Satz nicht verstehen
Kittritzen	Kein albanesischer Volksstamm, sondern die Ritzen eines Schaufensters
Das Nußschälchen aber, das den Kern seines Glaubens umschließt, hatte auch zuvor niemals in mir ein Zweifel benagt	Lob des jungen Chlumecky
Zwei Stimmung- und Meinungströme konnten in den Entschfuß münden, Albaniens Zukunft an den umblitzten Flaggenschaft austroitalischen Einvernehmens zu hängen	Balkanwirren
Sogar den schwerer übers Herz zu bringenden Mut zu dem Eingeständnis dessen, was unter dunklerem Himmel von drängender Taktikerpflicht erzwungen ward	Noch immer keine Entspannung
Was einander im Gewand des Wesens fremd ist und dennoch (der in kühle Klarheit ausmünzbarer Vernunft Strebende mit dem von jedem Abgrund, jedem Nebengeflüster in seine von Selbstqual gewürzte Seligkeit Verlockten) miteinander auf demselben Teilchen der Erdrinde hausen muß, wäge, ohne im Willen schwach oder schwindlig zu werden, nicht noch ferner nach Worten, deren Wucht im Ohre Dieses anders ist, als sie auf Jenes Lippe war, sondern nur nach der Leistung für das vererbbare Gut der Gemeinschaft	

Zu erwähnen ist, daß für den Schöpfer dieser Sätze in deutschen Vortragssälen demonstriert wird.

Desperanto

(Aus den zu Pfingsten in der Neuen Freien Presse den Österreichern erteilten Ratschlägen)

tatscheu	Aus dem Chinesischen, wahrscheinlich so viel wie: feige
Sich in die Gedankenfabrik einsperren und dem Nachbar Sorgenspinner zustöhnen	Grübeln und verzweifeln
Im Froschpfuhl der Späßeverschleißer nicht wonnig wie in eines Golfstromes sanftester Dünung plätschern	Keinen Spaß verstehen, aber auch diesen Satz nicht
Kittritzen	Kein albanesischer Volksstamm, sondern die Ritzen eines Schaufensters
Das Nußschälchen aber, das den Kern seines Glaubens umschließt, hatte auch zuvor niemals in mir ein Zweifel benagt	Lob des jungen Chlumecky
Zwei Stimmung- und Meinungströme konnten in den Entschfuß münden, Albaniens Zukunft an den umblitzten Flaggenschaft austroitalischen Einvernehmens zu hängen	Balkanwirren
Sogar den schwerer übers Herz zu bringenden Mut zu dem Eingeständnis dessen, was unter dunklerem Himmel von drängender Taktikerpflicht erzwungen ward	Noch immer keine Entspannung
Was einander im Gewand des Wesens fremd ist und dennoch (der in kühle Klarheit ausmünzbarer Vernunft Strebende mit dem von jedem Abgrund, jedem Nebengeflüster in seine von Selbstqual gewürzte Seligkeit Verlockten) miteinander auf demselben Teilchen der Erdrinde hausen muß, wäge, ohne im Willen schwach oder schwindlig zu werden, nicht noch ferner nach Worten, deren Wucht im Ohre Dieses anders ist, als sie auf Jenes Lippe war, sondern nur nach der Leistung für das vererbbare Gut der Gemeinschaft	

Zu erwähnen ist, daß für den Schöpfer dieser Sätze in deutschen Vortragssälen demonstriert wird.

Geistige Bestrebungen

. . . . Die Wiener Urania, welche vor etwa zehn Jahren kaum ein Drittel der Besucherzahl des Berliner Instituts hatte, hat also jetzt die doppelte Besucherzahl aufzuweisen. Die Wiener Urania hat damit eine schlagende Widerlegung des alten Vorurteiles geliefert, daß Wien für geistige Bestrebungen kein günstiger Boden sei. . . .

Wieso?

Geistige Bestrebungen

. . . . Die Wiener Urania, welche vor etwa zehn Jahren kaum ein Drittel der Besucherzahl des Berliner Instituts hatte, hat also jetzt die doppelte Besucherzahl aufzuweisen. Die Wiener Urania hat damit eine schlagende Widerlegung des alten Vorurteiles geliefert, daß Wien für geistige Bestrebungen kein günstiger Boden sei. . . .

Wieso?

Die Lage der Deutschen in Österreich

Die ‚Ostdeutsche Rundschau', die es noch gibt, enthielt kürzlich die folgende Briefkastennotiz:

Wegen eines meisterhaften Rezeptes zur aromatischen Waldmeisterbowle wenden Sie sich nur vertrauensvoll an unseren Reichsratsabgeordneten Dr. G. Bodirsky, Mariahilferstraße 178; unsere Stimme muß da bescheiden schweigen! Heil!

13.

Ganz recht haben sie, daß sie ein bißl ausspannen

Sehr dankenswert ist die Neuerung, die Schriftsteller zu fragen, wohin sie im Sommer gehen. Das ist mindestens so interessant, wie zu wissen, wo die Herren Reimers und Zeska sein werden.

Alexander Engel: Nach neunjähriger Anhänglichkeit für Strobl am Wolfgangsee wähle ich diesmal eine ganz andere Gegend: Marienlyst.

Dr. Egon Friedell: Ich mache zuerst eine kleine Vortragstournee und gehe sodann nach Talkirchen bei München zur Erholung.

Dr. Hans Müller: Einstweilen stecke ich noch so sehr in allerlei Arbeit, daß ich kein festes Programm für den Sommer mache. Ich möchte eine kleine Seereise ins Mittelmeer unternehmen, vielleicht auch nach Norden. Was dann — das wird sich später finden.

Siegfried Trebitsch: Vom 10. Juli bis zum 1. August werde ich zur Kur in Vulpera Tarasp sein, mehr weiß ich heute noch selber nicht, denn was sind Pläne, was sind Entwürfe, es kommt doch immer alles anders.

Fritz Telmann: Starnbergersee.

Karl Ettlinger (Karlchen): Meinen Urlaub verbringe ich dieses Jahr wieder in Wörishofen bei den »Wasseraposteln«, spaziere barfuß im Gras, strampele Wasser, lasse mich in der Hängematte von der Sonne bescheinen und schlage jeden tot, der das Wort »Literatur« ausspricht.

Felix Salten: Ich verbringe den heurigen Sommer in Unterach am Attersee.

Dr. Franz Servaes: Wo ich meinen Sommerurlaub verbringe? Das werde ich nicht verraten, denn ich lege den höchsten Wert darauf, »unauffindbar« zu sein.

Bei mir ist es natürlich wieder interessant, wohin ich nicht gehe. Ich gehe also nicht nach: Marienlyst, Talkirchen, ins Mittelmeer, nach Vulpera Tarasp, an den Starnberger See, nach Wörishofen und Unterach. Und ob ich überhaupt irgendwohin gehe, ist zweifelhaft, solange ich nicht weiß, wohin der Servaes geht. Von der Sonne, die den Humoristen Ettlinger bescheint, lasse ich mich ~~jedenfalls nicht~~ bescheinen.

~~Ganz~~ Recht haben sie, daß sie ein bißl ausspannen

Sehr dankenswert ist die Neuerung, die Schriftsteller zu fragen, wohin sie im Sommer gehen. Das ist mindestens so interessant, wie zu wissen, wo die Herren Reimers und Zeska sein werden.

Alexander Engel: Nach neunjähriger Anhänglichkeit für Strobl am Wolfgangsee wähle ich diesmal eine ganz andere Gegend: Marienlyst.

Dr. Egon Friedell: Ich mache zuerst eine kleine Vortragstournee und gehe sodann nach Talkirchen bei München zur Erholung.

Dr. Hans Müller: Einstweilen stecke ich noch so sehr in allerlei Arbeit, daß ich kein festes Programm für den Sommer mache. Ich möchte eine kleine Seereise ins Mittelmeer unternehmen, vielleicht auch nach Norden. Was dann — das wird sich später finden.

Siegfried Trebitsch: Vom 10. Juli bis zum 1. August werde ich zur Kur in Vulpera Tarasp sein, mehr weiß ich heute noch selber nicht, denn was sind Pläne, was sind Entwürfe, es kommt doch immer alles anders.

Fritz Telmann: Starnbergersee.

Karl Ettlinger (Karlchen): Meinen Urlaub verbringe ich dieses Jahr wieder in Wörishofen bei den »Wasseraposteln«, spaziere barfuß im Gras, strampele Wasser, lasse mich in der Hängematte von der Sonne bescheinen und schlage jeden tot, der das Wort »Literatur« ausspricht.

Felix Salten: Ich verbringe den heurigen Sommer in Unterach am Attersee.

Dr. Franz Servaes: Wo ich meinen Sommerurlaub verbringe? Das werde ich nicht verraten, denn ich lege den höchsten Wert darauf, »unauffindbar« zu sein.

Bei mir ist es natürlich wieder interessant, wohin ich nicht gehe. Ich gehe also nicht nach: Marienlyst, Talkirchen, ins Mittelmeer, nach Vulpera Tarasp, an den Starnberger See, nach Wörishofen und bestimmt nicht nach Unterach. Von der Sonne, die den Humoristen Ettlinger (Karlchen) bescheint, lasse ich mich keineswegs bescheinen. Und ob ich überhaupt irgendwohin gehe, ~~ist zweifelhaft, solange ich nicht weiß~~ wohin der Servaes geht.

Ganz recht haben sie, daß sie ein bißl ausspannen

Sehr dankenswert ist die Neuerung, die Schriftsteller zu fragen, wohin sie im Sommer gehen. Das ist mindestens so interessant, wie zu wissen, wo die Herren Reimers und Zeska sein werden.

Alexander Engel: Nach neunjähriger Anhänglichkeit für Strobl am Wolfgangsee wähle ich diesmal eine ganz andere Gegend: Marienlyst.

Dr. Egon Friedell: Ich mache zuerst eine kleine Vortragstournee und gehe sodann nach Talkirchen bei München zur Erholung.

Dr. Hans Müller: Einstweilen stecke ich noch so sehr in allerlei Arbeit, daß ich kein festes Programm für den Sommer mache. Ich möchte eine kleine Seereise ins Mittelmeer unternehmen, vielleicht auch nach Norden. Was dann — das wird sich später finden.

Siegfried Trebitsch: Vom 10. Juli bis zum 1. August werde ich zur Kur in Vulpera Tarasp sein, mehr weiß ich heute noch selber nicht, denn was sind Pläne, was sind Entwürfe, es kommt doch immer alles anders.

Fritz Telmann: Starnbergersee.

Karl Ettlinger (Karlchen): Meinen Urlaub verbringe ich dieses Jahr wieder in Wörishofen bei den »Wasseraposteln«, spaziere barfuß im Gras, strampele Wasser, lasse mich in der Hängematte von der Sonne bescheinen und schlage jeden tot, der das Wort »Literatur« ausspricht.

Felix Salten: Ich verbringe den heurigen Sommer in Unterach am Attersee.

Dr. Franz Servaes: Wo ich meinen Sommerurlaub verbringe? Das werde ich nicht verraten, denn ich lege den höchsten Wert darauf, »unauffindbar« zu sein.

Bei mir ist es natürlich wieder interessant, wohin ich nicht gehe. Ich gehe also nicht nach: Marienlyst, Talkirchen, ins Mittelmeer, nach Vulpera Tarasp, an den Starnberger See, nach Wörishofen und bestimmt nicht nach Unterach. Von der Sonne, die den Humoristen Ettlinger (Karlchen) bescheint, lasse ich mich keineswegs bescheinen. Und ob ich überhaupt irgendwohin gehe, hängt noch davon ab, daß ich erfahre, wohin der Servaes geht.

Karpath

hat bekanntlich Aphorismen geschrieben, die jetzt zu einem ~~statt~~lichen Bändchen vereinigt sind, das denn auch überall lebhaften Anklang findet. Wenn sie auch nicht Labrugère hinanreichen, so muß man doch zugeben, daß ein tüchtiges Stück Lebensphilosophie in diesen kleinen glitzernden Dingen steckt. Mit ~~seinem blitzenden Verstand~~ leuchtet er in die verschiedensten Lebensverhältnisse hinein und und er hat den Mut seinen Nebenmenschen ihre Wahrheiten unter seine Nase zu reiben. Es ist kein Wunder, wenn die Literaturkritik aller größeren Tagesblätter sich in zustimmender Weise zu dieser nachdenklichen Fruchtschale eines treffenden Kopfes äußert, der, was immer er auch in die Hand nimmt, mit einem Axthieb ins Schwarze trifft. Manche soi-disant-Wahrheiten, die er bietet, sind zwar nur cum grano salis zu nehmen, aber immer weiß Karpath den »Unarten und Rücksichtslosigkeiten« — so nennt er das Bändchen — eine Seite abzugewinnen. Durch einen Satz führt er oft mitten in medias res, wenn er zum Beispiel seine Betrachtungen über das Wegwerfen von Orangenschalen schlagend beginnt: »Wie oft werden Orangenschalen oder einzelne ~~Kerne~~ weggeworfen«. Ein eigenes Kapitel, das aus zwei Aphorismen besteht, führt den Titel »Unappetitlich«. Wie oft muß Karpath den Zug versäumt haben, wenn zu viel Leute vor ihm an der Kassa standen, oder auf das knusperige Gebäck verzichtet haben, wenn andere Gäste es vorher berührt hatten. Daß die Leute ins Theater zu spät kommen und dann obendrein noch last not least durch Geräusche stören, wird von ihm in einer Weise behandelt, die manchmal an Salten hinanreicht. Da er aber auch üblen Mundgeruch geißelt, so findet die Kritik, daß seine Aphorismen bösartig seien, und nennt ihn einen echt wienerischen Raunzer. Im Allgemeinen wird ihm ~~aber~~ vornehmlich wegen seines geraden Stils volle Gerechtigkeit zuteil.

So folgt der Wiener Leser sehr gern dem amüsanten Autor durch Wiener Cafés und Restaurants und bekrittelt Publikum und Einrichtungen, denn in jedem Wiener steckt ja ein solcher Raunzer, wie in Karpath, den diesen Ehrentitel hat sich der sonst so behagliche Musikschriftsteller erworben, wenn er auch kein bodenständiger Wiener ist . . . m. f.

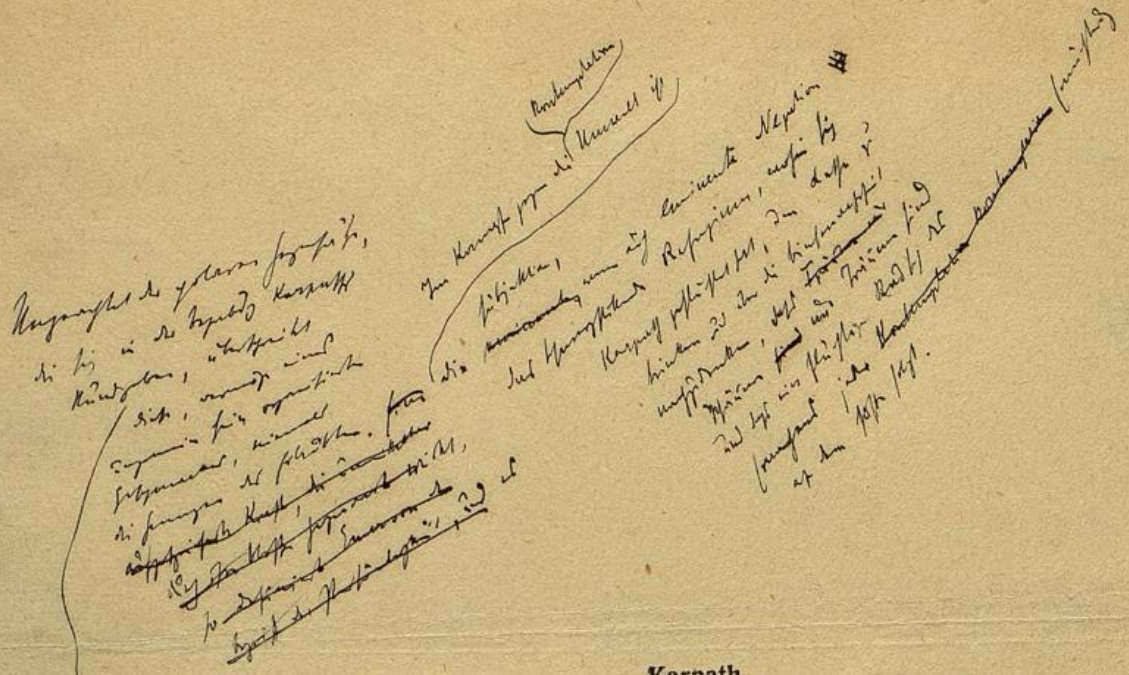
Die ~~Einschränkung des Urteils über den amüsanten Autor ist keineswegs verdient.~~ Es ist gar nicht einzusehen, warum nicht ein echter Ungar ein ebenso scharfes Auge für die Geräusche der Nebenmenschen haben soll. Und Karpath ist ein echter Ungar. Er ist ein Sohn jenes Arpad, der früher Arpeles geheißen hat. Aber fürwahr, die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, sind es nicht, die oft weggeworfen werden.

Karpath

hat bekanntlich Aphorismen geschrieben, die jetzt zu einem ~~schmucken~~ Bändchen vereinigt sind, das denn auch überall lebhaften Anklang findet. Wenn sie auch nicht an Labruyere hinanreichen, so muß man doch zugeben, daß ein tüchtiges Stück Lebensphilosophie in diesen kleinen glitzernden Dingen steckt. Mit origineller Sonde leuchtet er in die verschiedensten ~~Lebens~~verhältnisse hinein und er hat den Mut seinen Nebenmenschen ihre Wahrheiten unter seine Nase zu reiben. Es ist kein Wunder, wenn die Literaturkritik aller größeren Tagesblätter sich in zustimmender Weise zu dieser nachdenklichen Fruchtschale eines treffenden Kopfes äußert, der, was immer er auch in die Hand nimmt, mit ~~einem Axthieb~~ ins Schwarze trifft. Manche soi-disant-Wahrheiten, die er bietet, sind zwar nur cum grano salis zu nehmen, aber immer weiß Karpath den »Unarten und Rücksichtslosigkeiten« — so nennt er das Bändchen — eine Seite abzugewinnen. Er kann nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen und durch einen Satz führt er oft mitten in medias res, wenn er zum Beispiel seine Betrachtungen über das Wegwerfen von Orangenschalen schlagend beginnt: »Wie oft werden Orangenschalen oder einzelne Beeren weggeworfen«! Ein eigenes Kapitel, das aus zwei markanten Aphorismen besteht, führt den Titel »Unappetitlich«. Auch sonst kann man vielfach nicht umhin, dem Verfasser besonders dort Recht zu geben, wo er Recht hat. Man kann es ~~dem Verfasser~~ aufs Wort glauben, daß die Leute oft in Lokalen ausspucken, wiewohl es verboten ist, und das persönliche Erlebnis Karpaths ist hier wie auch bei anderen Unarten fühlbar. Wie oft muß Karpath den Zug versäumt haben, wenn zu viele Leute vor ihm an der Kassa standen, oder auf das knusperige Gebäck verzichtet haben, wenn andere Gäste es vorher berührt hatten. Daß die Leute ins Theater zu spät kommen und dann obendrein noch last not least durch Geräusche stören, wird von ihm in einer Weise behandelt, die manchmal an Salten hinanreicht. Da er aber auch üblen Mundgeruch geißelt, so findet die Kritik, daß seine Aphorismen bösartig seien, und nennt ihn einen echt wienerischen Raunzer. Im Allgemeinen aber ist die Anerkennung, die diesem Denker ~~zuteil~~ wird, ~~nolens volens~~ schon eine allgemeine und wird ihm vornehmlich wegen seines geraden Stils volle Gerechtigkeit zuteil, ~~mit Recht sagt~~ einer unserer schärfsten ~~Essayisten~~:

> So folgt der Wiener Leser sehr gern dem amüsanten Autor durch Wiener Cafés und Restaurants und bekrittelt Publikum und Einrichtungen, denn in jedem Wiener steckt ja ein solcher Raunzer, wie in Karpath, den diesen Ehrentitel hat sich der sonst so behagliche Musikschriftsteller erworben, wenn er auch kein bodenständiger Wiener ist . . . m. f.

Die Einschränkung des Urteils hätten wir gern gemißt. Noblesse oblige. Es geht nicht an, eine Erscheinung wie Karpath vom engen Standpunkt der Bodenständigkeit zu beurteilen, und es ist gewiß nicht einzusehen, warum nicht ein echter Ungar ein ebenso scharfes Auge für die Geräusche der Nebenmenschen haben soll. Und Karpath ist ein echter Ungar. Er ist ein Sohn jenes Arpad, der früher Arpeles geheißen hat. Aber fürwahr, die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, sind es nicht, die oft weggeworfen werden.



Karpath

hat bekanntlich Aphorismen geschrieben, die jetzt zu einem stattlichen Bändchen vereinigt sind, das denn auch überall lebhaften Anklang findet. Wenn sie auch nicht an Labruyere hinanreichen, so muß man doch zugeben, daß ein tüchtiges Stück Lebensweisheit in diesen kleinen glitzernden Dingern steckt. Mit seiner originellen Sonde leuchtet er in die verschiedensten Verhältnisse hinein und er hat den Mut seinen Nebenmenschen ihre Wahrheiten unter seine Nase zu reiben. Es ist kein Wunder, wenn die Literaturkritik aller größeren Tagesblätter sich in zustimmender Weise zu dieser nachdenklichen Fruchtschale eines treffenden Kopfes äußert, der, was immer er auch in die Hand nimmt, mit tüchtiger Faust ins Schwarze trifft. Manche soi-disant-Wahrheiten, die er bietet, sind zwar nur cum grano salis zu nehmen, aber immer weiß Karpath den »Unarten und Rücksichtslosigkeiten« — so nennt er das Bändchen — eine Seite abzugewinnen. Er kann nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen und durch einen Satz führt er oft mitten in medias res, wenn er zum Beispiel seine Betrachtungen über das Wegwerfen von Orangenschalen schlagend beginnt: »Wie oft werden Orangenschalen oder einzelne Beeren weggeworfen«. Hier, wo er schlankweg durch die Kraft der Erkenntnis wirkt, fühlt man sich versucht auszurufen: Se non è vero, è ben trovato. Freilich, die Wahrheit liegt wie überall auch hier in der Mitte. Ein eigenes Kapitel, das aus zwei markanten Aphorismen besteht, führt den Titel »Unappetitlich«. Auch sonst kann man oft nicht umhin, dem Verfasser besonders dort Recht zu geben, wo er Recht hat. Man kann es Karpath aufs Wort glauben, daß die Leute oft in Lokalen ausspucken, wiewohl es verboten ist, und nur zu oft fühlt man sich bewogen mit ihm auszurufen: Fidonc! Das persönliche Erlebnis Karpaths ist hier wie auch bei anderen Unarten fühlbar. Wie oft muß Karpath den Zug versäumt haben, wenn zu viele Leute vor ihm an der Kassa standen, oder nolens vollends auf das knusperige Gebäck verzichtet haben, wenn andere Gäste es vorher berührt hatten. Sapienti satt. Daß die Leute ins Theater zu spät kommen und dann obendrein noch last not least durch Geräusche stören, wird von ihm in einer Weise behandelt, die manchmal durch das Pathos der Distanz, das ihm eignet, an Salten gemahnt. Da er aber auch üblen Mundgeruch geißelt, so findet die Kritik, daß seine Apho-

rismen bösartig seien, und nennt ihn einen echt wienerischen Raunzer. Im Allgemeinen aber ist die Anerkennung, die diesem Denker gezollt wird, mutatis mutandis schon eine allgemeine und wird ihm vornehmlich wegen seines geraden Stils volle Gerechtigkeit zuteil, die ihm selbst einer unserer schärfsten und prinzipiellsten Literaturkritiker in seiner bärbeißigen Art widerfahren läßt:

So folgt der Wiener Leser sehr gern dem amüsanten Autor durch Wiener Cafés und Restaurants und bekrittelt Publikum und Einrichtungen, denn in jedem Wiener steckt ja ein solcher Raunzer, wie in Karpath, den diesen Ehrentitel hat sich der sonst so behagliche Musikschriftsteller erworben, wenn er auch kein bodenständiger Wiener ist . . .

m. f.

Was dünkt euch um Karpath? Seine Gegner können es ihm nicht verzeihen, daß er im Milieu der Platitüden sich seine eigene Note bewahrt hat. Sein Produktion ist freilich nicht bequem und sie vollzieht sich, um ein eigenartiges Bild des Autors selbst zu gebrauchen, in Veranlassung eines sehr seltenen Kaktus, der nach neunjähriger Pflege eine Blüte bekommt, aber sie erschließt sich auch nach Sitte des Kaktus einmal im Laufe der Nacht mit einem großen Knall. Gleichwohl, die Einschränkung des Urteils hätten wir gern gemißt. Noblesse oblige. Es geht schier nicht an, eine Erscheinung wie Karpath, der noch lange nicht aufgehört hat, sein Schaffen mit einem Schlußpunkt zu versehen, vom engen Standpunkt der Bodenständigkeit zu beurteilen, und es ist gewiß nicht einzusehen, warum nicht, traun, ein echter Ungar ein ebenso scharfes Auge für die Geräusche der Nebenmenschen haben soll, die doch keine quantité négligeable mehr sind. Und Karpath ist ein echter Ungar. Er ist ein Sohn jenes Arpad, der früher Arpeles geheißen hat. Aber fürwahr, die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, sind es nicht, die oft weggeworfen werden.

15

Karpath

hat bekanntlich Aphorismen geschrieben, die jetzt zu einem stattlichen Bändchen vereinigt sind, das denn auch überall lebhaften Anklang findet. Wenn sie auch nicht an Labruyère hinanreichen, so muß man doch zugeben, daß ein tüchtiges Stück Lebensweisheit in diesen kleinen glitzernden Dingern steckt. Mit seiner originellen Sonde leuchtet er in die verschiedensten Verhältnisse hinein und er hat den Mut, seinen Nebenmenschen ihre Wahrheiten unter seine Nase zu reiben. Es ist kein Wunder, wenn die Literaturkritik aller größeren Tagesblätter sich in zustimmender Weise zu dieser nachdenklichen Fruchtschale eines treffenden Kopfes ergeht, der, was immer er auch in die Hand nimmt, mit ~~tüchtiger~~ Faust ins Schwarze trifft. Manche soi-disant-Wahrheiten, die er bietet, sind zwar nur cum grano salis zu nehmen, aber immer weiß Karpath den »Unarten und Rücksichtslosigkeiten« — so nennt er das Bändchen — eine Seite abzugewinnen. Er kann nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen und durch einen Satz führt er oft mitten in medias res, wenn er zum Beispiel seine Betrachtungen über das Wegwerfen von Orangenschalen schlagend beginnt: »Wie oft werden Orangenschalen oder einzelne Beeren weggeworfen«. Hier, wo er schlankweg durch die Kraft der Erkenntnis wirkt, fühlt man sich versucht auszurufen: Se non è vero, è ben trovato. Freilich, die Wahrheit liegt wie überall auch hier in der Mitte. Ein eigenes Kapitel, das aus zwei markanten Aphorismen besteht, führt den schlichten Titel »Unappetitlich«. Karpath ergeht sich darin in Betrachtungen auf empirischem Wege, von dessen Dornenhecken er sich niemals aufhalten ließ. Ungeachtet der polaren Gegensätze, die sich in der Begabung Karpaths kundgeben, überschreitet diese, vermöge eines ungemein fein organisierten Geschmackes niemals die Grenzen des Erlaubten. Im Kampfe gegen die kontemplative Umwelt ist die subjektive, wenn auch eminente Negation das schmerzstillende Refugium, wohin sich Karpath geflüchtet hat, um Lethe zu trinken und über die Binsenwahrheit nachzudenken, daß Schäume nur Träume sind und daß ein flüchtiger Rausch des Erwachens jeder Ernüchterung auf dem Fuße folgt. Auch sonst kann man oft nicht umhin, dem Verfasser besonders dort Recht zu geben, wo er Recht hat. Man kann es Karpath aufs Wort glauben, daß die Leute oft in Lokalen ausspucken, wiewohl es verboten ist, oder selbst nur, wenn sie sich auf der Straße ergehen, und nur zu oft fühlt man sich bewogen mit ihm auszurufen: Fidonc! Das persönliche Erlebnis Karpaths ist hier wie auch bei den anderen Unarten fühlbar. Wie oft muß dieser Spötter den Zug versäumt haben, wenn zu viele Leute vor ihm an der Kassa standen, oder nolens vollends auf das knusperige

Gebäck verzichtet haben, wenn andere Gäste es vorher berührt hatten. Sapienti satt. Daß die Leute, sogar Optimaten, zu spät ins Theater kommen und dann obendrein noch last not least durch Schneuzen stören, ist eine bittere Klimax und wird von ihm in einer Weise gerügt, die manchmal durch das Pathos der Distanz, das ihm eignet, an Salten gemahnt. Da er aber auch üblen Mundgeruch geißelt, so findet die Kritik, daß seine Aphorismen bösartig seien, und nennt ihn einen echt wienerischen Raunzer. Im Allgemeinen aber ist die Anerkennung, die diesem Denker gezollt wird, mutatis mutandis schon eine allgemeine und wird ihm vornehmlich wegen seines geraden Stils volle Gerechtigkeit zuteil, die ihm selbst einer unserer schärfsten und prinzipiellsten Literaturkritiker, ein bekannter Antipode, in seiner bärbeißigen Art widerfahren läßt:

So folgt der Wiener Leser sehr gern dem amüsanten Autor durch Wiener Cafés und Restaurants und bekrittelt Publikum und Einrichtungen, denn in jedem Wiener steckt ja ein solcher Raunzer, wie in Karpath, den diesen Ehrentitel hat sich der sonst so behagliche Musikschriftsteller erworben, wenn er auch kein bodenständiger Wiener ist . . . **m. f.**

Was dünkt euch um Karpath? Seine Gegner können es ihm nicht verzeihen, daß er sich im Milieu der Platitüden seine eigene Note bewahrt hat und mit seinen apodidaktischen Lebensregeln nicht Freund ~~und~~ Feind schont, denen es freilich bequemer wäre, sich ~~in einem~~ Konzert zu schneuzen. Karpath hat es ihnen nicht leicht gemacht und er darf sich gewiß nicht wundern, wenn beim herüberschießen auch hinübergeschossen wird. Seine Produktion ist eine schwere Nuß und sie vollzieht sich, um ein eigenartiges Bild des Autors selbst zu gebrauchen, in Veranlassung eines sehr seltenen Kaktus, der nach neunjähriger Pflege eine Blüte bekommen hat, aber sie erschließt sich auch nach Sitte dieses Kaktus einmal im Laufe der Nacht mit einem großen Knall. Eine aufgespeicherte Kraft, die unmittelbar durch ihre bloße Gegenwart wirkt, so definiert Emerson den Begriff der Persönlichkeit, und Karpaths literarische Quantität, die in allen ihren Peripatien fühlbar wird, strebt nach Expansion. Gleichwohl, die Einschränkung des Urteils hätten wir gern gemißt. Noblesse oblige. Es geht schier nicht an, eine Erscheinung wie Karpath, der seine Aphorismen selbst schreibt und noch lange nicht aufgehört hat, sein Schaffen mit einem Schlußpunkt zu versehen, in statu nascendi vom engen Standpunkt der Bodenständigkeit zu beurteilen, und es ist gewiß nicht einzusehen, warum nicht ein echter Ungar, traun, ein ebenso scharfes Auge für die Geräusche der Nebenmenschen haben soll, die doch weiß Gott keine quantité négligeable sind. Und Karpath ist ein echter Ungar. Er kommt aus dem Lande der Penaten und ist einer der Söhne jenes Arpad, der früher Arpeles geheißen hat. Aber fürwahr, die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, sind es nicht, die oft weggeworfen werden.

Das Geheimnis der Popularität

»Morgen, am 21. Mai, feiert der allverehrte Erzherzog Eugen seinen fünfzigsten Geburtstag .... Musikalisch und ein Sänger mit gut gebildeter Baritonstimme, hat er als Husarenoffizier in Pardubitz bei dem jüdischen Kantor gründlichen Gesangsunterricht genommen .... Überall gewann er mit seiner hochragenden Gestalt, mit dem mehr südländischen Ausdruck seines Gesichtes, vor allem durch den gewinnenden Reiz seiner Persönlichkeit alle Herzen.«

16.

Das Geheimnis der Popularität

»Morgen, am 21. Mai, feiert der allverehrte Erzherzog Eugen seinen fünfzigsten Geburtstag .... Musikalisch und ein Sänger mit gut gebildeter Baritonstimme, hat er als Husarenoffizier in Pardubitz bei dem jüdischen Kantor gründlichen Gesangsunterricht genommen .... Überall gewann er mit seiner hochragenden Gestalt, mit dem mehr südländischen Ausdruck seines Gesichtes, vor allem durch den gewinnenden Reiz seiner Persönlichkeit alle Herzen.«

Was ham S' g'sagt?

+ Dieser Tage fand im Künstlerhause ein von dem Truchseß und Ehrenmitgliede der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens und der k. k. Akademie der bildenden Künstler in Wien, Herrn Fritz Dobner v. Dobenau, veranstaltetes und äußerst animiert verlaufenes, gemütliches Abendessen statt, bei welchem derselbe in Anwesenheit der weiteren Ehrenmitglieder Herren Hofrat August v. Schaeffer und Professor Rudolf Ritter v. Weyr und des leitenden Ausschusses den bisher mit seinen anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers im Jahre 1898 gestifteten, seit dieser Zeit alljährlich in den Jahresausstellungen im Künstlerhause zur Verleihung gelangenden ständigen zwei Geldehrenpreisen prämiierten Künstlern zur bleibenden Erinnerung eine von Professor Stephan Schwartz in Silber künstlerisch ausgeführte Plakette überreicht.

Gehn S' das is schön, sag'n S' es noch einmal.

Was ham S' g'sagt?

»Dieser Tage fand im Künstlerhause ein von dem Truchseß und Ehrenmitgliede der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens und der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Herrn Fritz Dobner v. Dobenau, veranstaltetes und äußerst animiert verlaufenes, gemütliches Abendessen statt, bei welchem derselbe in Anwesenheit der weiteren Ehrenmitglieder Herren Hofrat August v. Schaeffer und Professor Rudolf Ritter v. Weyr und des leitenden Ausschusses den bisher mit seinen anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers im Jahre 1898 gestifteten, seit dieser Zeit alljährlich in den Jahresausstellungen im Künstlerhause zur Verleihung gelangenden ständigen zwei Geldehrenpreisen prämiierten Künstlern zur bleibenden Erinnerung eine von Professor Stephan Schwartz in Silber künstlerisch ausgeführte Plakette überreichte.«

Gehn S' das is schön, sag'n S' es noch einmal.

Was ham S' g'sagt?

»Dieser Tage fand im Künstlerhause ein von dem Truchseß und Ehrenmitgliede der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens und der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Herrn Fritz Dobner v. Dobenau, veranstaltetes und äußerst animiert verlaufenes, gemütliches Abendessen statt, bei welchem derselbe in Anwesenheit der weiteren Ehrenmitglieder Herren Hofrat August v. Schaeffer und Professor Rudolf Ritter v. Weyr und des leitenden Ausschusses den bisher mit seinen anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers im Jahre 1898 gestifteten, seit dieser Zeit alljährlich in den Jahresausstellungen im Künstlerhause zur Verleihung gelangenden ständigen zwei Geldehrenpreisen prämiierten Künstlern zur bleibenden Erinnerung eine von Professor Stephan Schwartz in Silber künstlerisch ausgeführte Plakette überreichte.«

Gehn S' das is schön, sag'n S' es noch einmal.

Herr Gregor

Der Wiener Hofoperndirektor ~~Herr~~ Gregor hat einem Berliner Interviewer gesagt, daß er bis 1921 bleiben werde. Aber nicht genug davon:

Ich bin sogar fest überzeugt, daß ich noch länger bleibe. Unter meinen Vorgängern hat sich Jahn am längsten gehalten — so etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre. Ich gedenke diesen Rekord zu schlagen.

Rekordsucht pflegt Titanic-Katastrophen ~~zu erzeugen~~. Aber wenn sich die Wiener Hofbehörde solche Zuversicht gefallen läßt, dann ist ~~sie~~ gewiß berechtigt. Herr Gregor findet, daß die Wiener Oper das erste Institut der Welt sei. Und warum?

Ein Orchestermitglied kann zwei Jahre, ein Solosänger sechs Monate krank sein, ohne sich der Gefahr einer Kündigung auszusetzen.

Außerdem versichert Herr Gregor, daß er »nicht rechts und nicht links sehe«. Das ist gewiß vorsichtig von einem Theaterdirektor, weil er sonst leicht bemerken könnte, daß rechts und links kein Publikum ~~sitzt~~. Herr Gregor versichert auch, daß er — nicht ohne last not least — in kein Kaffeehaus gehe. Das ist sein gutes Recht und es ist sehr anständig, daß er hinzusetzt: »ohne den Wienern den Besuch des Kaffeehauses zu verleiden oder ihn den Wienern abgewöhnen zu wollen«. ~~Von verleiden~~ kann keine Rede sein, wenn Herr Gregor selbst in kein Kaffeehaus kommt ~~und abgewöhnen könnte er es den Wienern doch auch nur vielleicht dann, wenn er ins Kaffeehaus ginge~~. So aber würde es ihm keinesfalls gelingen. Es ist eine eingewurzelte Wiener Sitte, die Leute, die in den Wiener Kaffeehäusern sitzen, sind ~~auch~~ zumeist recht unangenehm, aber die Kellner verstehen immerhin etwas vom Theater und es ist gerade kein Gewinn, daß Herr Gregor ihren ~~Umgang~~ meidet. Herr Gregor betont nachdrücklich, daß er »auf Ordnung halten« wolle. Das ist bekannt. Mit den Wienern, soweit sie sich das Kaffeehausleben nicht abgewöhnen lassen oder die Passion haben, auf der Straße herumzutorkeln, wird er keine besonderen Resultate erzielen. Aber er hat es sich ja auch nicht zur Aufgabe gemacht, das Chaos vor der Oper zu regeln, sondern er will, daß gerade jene Leute in Wien, von denen man eher Stimme als Ordnung verlangt, links, bitte links gehen. Er erklärt, daß Kopfschmerzen kein Grund zur Absage sei. Es ist ja gewiß richtig, daß ein Sänger nur den Kehlkopf für seine Arbeit braucht, aber immerhin ist der Vergleich, zu dem sich Herr Gregor ~~gezeigt~~ fühlt, hart genug:

Sie sind Journalist, haben Sie noch nie Ihren schweren, verantwortungsvollen Beruf mit Kopfschmerzen, mit körperlichem Unbehagen erfüllt?

Gewiß geht es bei der Zeitung auch mit Kopfschmerzen, aber ~~wenn der Journalist auch~~ keine hat, ~~das~~ körperliche Unbehagen spürt ~~nur~~ der Leser. ~~Der Hörer ist verwöhnter. Sonst~~ findet ~~Gregor~~ die geographische Lage von Wien ungünstig, will aber dafür nicht verantwortlich sein. ~~Remedur~~ zu schaffen ist er ~~leider~~ nicht imstande. Es ist aber zu befürchten, daß er bis 1921 und darüber hinaus auch nicht imstande sein wird, Tenoristen an Manneszucht zu gewöhnen. Es ist ein verzweifelter Ehrgeiz, Ordnung in jenem einzigen Winkel des Wiener Lebens ~~festzustellen~~ zu wollen, wo man sie ~~nicht~~ vermißt. Die Wiener Sänger sind nicht laxer als die von Milwaukee. Herr Gregor vergeudet seine Fähigkeiten. Man braucht ihn vor der Oper. Er wird, selbst wenn ihm der angesagte Rekord gelingt, nichts erreichen. Dagegen erfordert es das Prinzip der Nibelungentreue, daß man einen Wiener Schutzmann nach Berlin sendet. Auf die dortigen Opernverhältnisse würde er nicht Einfluß nehmen. Aber binnen einer Woche würde es ihm gelingen, die Unordnung in der Friedrichstraße herzustellen.

18

Der Schutzmann

Der Wiener Hofoperndirektor Gregor aus Berlin hat einem Berliner Interviewer aus Wien gesagt, daß er bis 1921 bleiben werde. Aber nicht genug daran:

Ich bin sogar fest überzeugt davon, daß ich noch länger bleibe. Unter meinen Vorgängern hat sich Jahn am längsten gehalten — so etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre. Ich gedenke diesen Rekord zu schlagen.

Rekordsucht pflegt Titanic-Katastrophen herbeizuführen. Aber wenn sich die Wiener Hofbehörde solche Zuversicht gefallen läßt, dann ist diese gewiß berechtigt. Herr Gregor findet, daß die Wiener Oper das erste Institut der Welt sei. Und warum?

Ein Orchestermitglied kann zwei Jahre, ein Solosänger sechs Monate krank sein, ohne sich der Gefahr einer Kündigung auszusetzen.

Außerdem versichert Herr Gregor, daß er »nicht rechts und nicht links sehe«. Das ist gewiß vorsichtig von einem Theaterdirektor, weil er sonst leicht bemerken könnte, daß rechts und links kein Publikum sitzt. Herr Gregor versichert auch, daß er — nicht ohne last not least — in kein Kaffeehaus gehe. Das ist sein gutes Recht und es ist sehr anständig, daß er hinzusetzt: »ohne den Wienern den Besuch des Kaffeehauses zu verleiden oder ihn den Wienern abgewöhnen zu wollen«. Von verleiden kann keine Rede sein, wenn Herr Gregor selbst in kein Kaffeehaus kommt, und abgewöhnen könnte er es den Wienern doch auch nur vielleicht dann, wenn er ins Kaffeehaus ginge. So aber würde es ihm keinesfalls gelingen. Es ist eine eingewurzelte Wiener Sitte, die Leute, die in den Wiener Kaffeehäusern sitzen, sind wohl zumeist recht unangenehm, aber die Kellner verstehen immerhin etwas vom Theater und es ist gerade kein Gewinn, daß Herr Gregor ihren Verkehr meidet. Herr Gregor betont nachdrücklich, daß er »auf Ordnung halten« wolle. Das ist bekannt. Mit den Wienern, soweit sie sich das Kaffeehausleben nicht abgewöhnen lassen oder die Passion haben, auf der Straße herumzutorkeln, wird er keine besonderen Resultate erzielen. Aber er hat es sich ja auch nicht zur Aufgabe gemacht, das Chaos vor der Oper zu regeln, sondern er will, daß gerade jene Leute in Wien, von denen man eher Stimme als Ordnung verlangt, links, bitte links gehen. Er erklärt, daß Kopfweh kein Grund zur Absage sei. Es ist ja gewiß richtig, daß ein Sänger nur den Kehlkopf für seine Arbeit braucht, aber immerhin ist der Vergleich, zu dem sich Herr Gregor gereizt fühlt, hart genug:

Sie sind Journalist. Haben Sie noch nie Ihren schweren, verantwortungsvollen Beruf mit Kopfschmerzen, mit körperlichem Unbehagen erfüllt?

Gewiß geht es bei der Zeitung auch mit Kopfschmerzen, aber wenn der Journalist auch keine hat, das körperliche Unbehagen spürt doch der Leser, besonders wenn er ein Interview mit Herrn Gregor liest. Der Hörer ist anspruchsvoller. Sonst findet Gregor die geographische Lage von Wien ungünstig, will aber dafür nicht verantwortlich sein. Hier Ordnung zu schaffen ist er nicht imstande. Es ist aber zu befürchten, daß er bis 1921 und darüber hinaus auch nicht imstande sein wird, Tenoristen an Mannszucht zu gewöhnen. Es ist eben ein verzweifelter Ehrgeiz, die Ordnung in jenem einzigen Winkel des Wiener Lebens herstellen zu wollen, wo man sie nicht vermißt. Die Wiener Sänger sind nicht laxer als die von Milwaukee. Herr Gregor vergeudet seine ~~Fähigkeiten~~ Man braucht ihn vor der Oper. Er wird, selbst wenn ihm der angesagte Rekord gelingt, nichts erreichen. Dagegen erfordert es das Prinzip der Nibelungentreue, daß man endlich einen Wiener Schutzmann nach Berlin sendet. Auf die dortigen Opernverhältnisse würde er nicht Einfluß nehmen, aber binnen einer Woche würde es ihm gelingen, die Unordnung in der Friedrichstraße herzustellen.

Anscheinend den besseren Kreisen angehörig

Berlin, 11. Mai.

In einer öffentlichen Bedürfnisanstalt wurden gestern vormittag zwei Frauenbeine in einem Paket vorgefunden. . . . Da an den beiden Frauenbeinen eine außerordentliche Zartheit und Gepflegtheit der Haut zu erkennen war, nimmt man an, daß die Verstorbene den besseren Kreisen angehörte. . . .

~~Und da~~ die Beine einem Knaben angehörten, erwies sich die Annahme als hinfällig.

Anscheinend den besseren Kreisen angehörig

Berlin, 11. Mai.

In einer öffentlichen Bedürfnisanstalt wurden gestern vormittag zwei Frauenbeine in einem Paket vorgefunden. . . . Da ferner an den beiden Frauenbeinen eine außerordentliche Zartheit und Gepflegtheit der Haut zu erkennen war, nimmt man an, daß die Verstorbene den besseren Kreisen angehörte. . . .

Da aber die Beine einem Knaben angehörten, erwies sich die Annahme als hinfällig.

Anscheinend den besseren Kreisen angehörig

Berlin, 11. Mai.

In einer öffentlichen Bedürfnisanstalt wurden gestern vormittag zwei Frauenbeine in einem Paket vorgefunden. . . . Da ferner an den beiden Frauenbeinen eine außerordentliche Zartheit und Gepflegtheit der Haut zu erkennen war, nimmt man an, daß die Verstorbene den besseren Kreisen angehörte. . . .

Da aber die Beine einem Knaben angehörten, so erwies sich die Annahme als hinfällig.

Die Welt ist schlecht

Geschworner Baron Korb-Weidenheim (zum Zeugen): Unter welchem Namen haben Sie die Angeklagte in Ihren verschiedenen Wohnungen gemeldet? — Zeuge: Vor der fingierten Hochzeit hat sie sich selbst gemeldet, später ich sie als meine Frau. — Staatsanwalt: Jetzt ist das Strafverfahren wegen Falschmeldung gegen ihn anhängig. — Geschworner Korb-Weidenheim: Wie war sie früher gemeldet, als Sie mit ihr gewohnt haben? — Zeuge: Eine Zeitlang war sie vorübergehend überhaupt nicht gemeldet. — Geschworner Korb-Weidenheim: Ist das hier möglich? Sie haben keine Beweise dafür gehabt, daß ihre Angaben richtig waren? — Zeuge: Mir war das maßgebend, was sie mir sagte. — Geschworner Korb-Weidenheim: Eine polizeiliche Meldung ist immerhin keine gleichgültige Sache. — Zeuge: Ich habe sie überhaupt nicht angemeldet. — Geschworner Korb-Weidenheim: Das geht hier in Wien auch? Ich danke.

Die Welt ist schlecht

. . . . Geschworner Baron Korb-Weidenheim (zum Zeugen): Unter welchem Namen haben Sie die Angeklagte in Ihren verschiedenen Wohnungen gemeldet? — Zeuge: Vor der fingierten Hochzeit hat sie sich selbst gemeldet, später ich sie als meine Frau. — Staatsanwalt: Jetzt ist das Strafverfahren wegen Falschmeldung gegen ihn anhängig. — Geschworner Korb-Weidenheim: Wie war sie früher gemeldet, als Sie mit ihr gewohnt haben? — Zeuge: Eine Zeitlang war sie vorübergehend überhaupt nicht gemeldet. — Geschworner Korb-Weidenheim: Ist das hier möglich? Sie haben keine Beweise dafür gehabt, daß ihre Angaben richtig waren? — Zeuge: Mir war das maßgebend, was sie mir sagte. — Geschworner Korb-Weidenheim: Eine polizeiliche Meldung ist immerhin keine gleichgültige Sache. — Zeuge: Ich habe sie überhaupt nicht angemeldet. — Geschworner Korb-Weidenheim: Das geht hier in Wien auch? Ich danke.

Ein Neuling

. . . . Der Vorsitzende erwiderte, es würde dies einen Nichtigkeitsgrund bilden; die Angeklagte kenne ja die Briefe und weine offenbar aus Mitleid mit sich. — StA. Dr. v. Soos: Um sich in einen hysterischen Anfall zu versetzen.

Dieser Herr meinte ferner:

Der Verteidiger wird Ihnen die Anfälle der Angeklagten gewiß in bewegten Worten schildern, wie sie mit den Zähnen geklappert und geknirscht, wie sie die Augen verdreht hat. Ich kann es mir ersparen, darauf einzugehen. Für uns ist nur die Frage wichtig: Wenn Anna Wurm, was ich zugebe, an hysterischen Anfällen mit nachfolgenden deliranten Zuständen leidet, ist es möglich, daß sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen in solchen Zuständen verübt hat? Nein, es ist nicht möglich.

Es ist nämlich nur möglich, daß ein Bankbeamter einen Mord in vorübergehender Sinnesverwirrung begeht.

Dieser Herr äußerte ferner, er hätte den Zeugen »auf die Anklagebank setzen können«.

Der Staatsanwalt bespricht dann die Beziehungen der Angeklagten zu Oberleutnant Simenthal und sagt: Dieser Mann hat mir selbst große Sorge gemacht; er ist selbst bei zahlreichen Geschäftsleuten mit ihr erschienen und hat ihre Angaben bestätigt. Hat er denn das alles glauben können, was sie ihm erzählt hat? Ist er denn nicht mitschuldig?

Der Herr v. Soos, der auf diesem Gebiete noch neu ist, soll sich nicht zuviel Sorgen machen. Das tut nicht gut. Auch sollte er nicht, wenn er schon anklagt, mehr anklagen als strafbar ist. Er sagte von der Angeklagten, daß sie »schon in jungen Jahren eine Dirne war«. Trotzdem wurde sie freigesprochen. Wenn nächstens wieder ein Moralgericht serviert wird, werden wir schon vorsichtiger sein. Soos bitte!

Ein Neuling

. . . . Der Vorsitzende erwiderte, es würde dies einen Nichtigkeitsgrund bilden; die Angeklagte kenne ja die Briefe und weine offenbar aus Mitleid mit sich. — StA. Dr. v. Soos: Um sich in einen hysterischen Anfall zu versetzen.

Dieser Herr meinte ferner:

Der Verteidiger wird Ihnen die Anfälle der Angeklagten gewiß in bewegten Worten schildern, wie sie mit den Zähnen geklappert und geknirscht, wie sie die Augen verdreht hat. Ich kann es mir ersparen, darauf einzugehen. Für uns ist nur die Frage wichtig: Wenn Anna Wurm, was ich zugebe, an hysterischen Anfällen mit nachfolgenden deliranten Zuständen leidet, ist es möglich, daß sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen in solchen Zuständen verübt hat? Nein, es ist nicht möglich.

Es ist nämlich nur möglich, daß ein Bankbeamter einen Mord in vorübergehender Sinnesverwirrung begeht. Aber wenn eine Hysterikerin sich für eine Baronin hält, so handelt sie offenbar dann bewußt, wenn sie's sagt. Ja, wenn sie dabei auch einen Anfall bekäme! ~~Dann könnte man sie für unverantwortlich halten.~~

Dieser Herr äußerte ferner, er hätte den Zeugen »auf die Anklagebank setzen können«.

Der Staatsanwalt bespricht dann die Beziehungen der Angeklagten zu Oberleutnant Simenthal und sagt: Dieser Mann hat mir selbst große Sorge gemacht; er ist selbst bei zahlreichen Geschäftsleuten mit ihr erschienen und hat ihre Angaben bestätigt. Hat er denn das alles glauben können, was sie ihm erzählt hat? Ist er denn nicht mitschuldig? . . . .

Der Herr v. Soos, der auf diesem Gebiete noch neu ist, soll sich nicht zu viel Sorgen machen. Das tut nicht gut. Auch sollte er nicht, wenn er schon anklagt, mehr anklagen als strafbar ist. Er sagte von der Angeklagten, daß sie »schon in jungen Jahren eine Dirne war«. Trotzdem wurde sie auch vom Betrug freigesprochen. Wenn nächstens wieder ein Moralgericht serviert wird, werden wir schon vorsichtiger sein. Soos bitte!

Ein Neuling

. . . . Der Vorsitzende erwiderte, es würde dies einen Nichtigkeitsgrund bilden; die Angeklagte kenne ja die Briefe und weine offenbar aus Mitleid mit sich. — StA. Dr. v. Soos: Um sich in einen hysterischen Anfall zu versetzen.

Dieser Herr meinte ferner:

Der Verteidiger wird Ihnen die Anfälle der Angeklagten gewiß in bewegten Worten schildern, wie sie mit den Zähnen geklappert und geknirscht, wie sie die Augen verdreht hat. Ich kann es mir ersparen, darauf einzugehen. Für uns ist nur die Frage wichtig: Wenn Anna Wurm, was ich zugebe, an hysterischen Anfällen mit nachfolgenden deliranten Zuständen leidet, ist es möglich, daß sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen in solchen Zuständen verübt hat? Nein, es ist nicht möglich.

Es ist nämlich nur möglich, daß ein Bankbeamter einen Mord in vorübergehender Sinnesverwirrung begeht. Aber wenn eine Hysterikerin sich für eine Baronin hält, so handelt sie offenbar dann bewußt, wenn sie's sagt. Ja, wenn sie dabei auch einen Anfall bekäme!

Fein ist auch:

Staatsanwalt: Können Sie sich erinnern, daß Sie bei der Polizei in ganz plausibler Weise erklärt haben, warum Sie alle diese Erfindungen gemacht haben? — Angekl.: Nein, daran kann ich mich nicht erinnern. — Staatsanwalt: Sie haben gesagt, um den Oberleutnant, in den Sie verliebt waren, zu fesseln, und daß Sie immer Neues erfinden mußten, um das Frühere glaubhaft zu machen. — Angekl.: Aber, Herr Oberstaatsanwalt . . — Staatsanwalt (unterbrechend): Sie wollen auch mich zu mehr machen, als ich bin. Ich leide ja nicht an »Pseudologia phantastica«.

Dieser Herr äußerte ferner, er hätte den Zeugen »auf die Anklagebank setzen können«.

Der Staatsanwalt bespricht dann die Beziehungen der Angeklagten zu Oberleutnant Simenthal und sagt: Dieser Mann hat mir selbst große Sorge gemacht; er ist selbst bei zahlreichen Geschäftsleuten mit ihr erschienen und hat ihre Angaben bestätigt. Hat er denn das alles glauben können, was sie ihm erzählt hat? Ist er denn nicht mitschuldig? . . . .

Der Herr v. Soos, der auf diesem Gebiete noch neu ist, soll sich nicht zu viel Sorgen machen. Das tut nicht gut. Auch sollte er nicht, wenn er schon anklagt, mehr anklagen als strafbar ist. Er sagte von der Angeklagten, daß sie »schon in jungen Jahren eine Dirne war«. Trotzdem wurde sie auch vom Betrug freigesprochen. Wenn nächstens wieder ein Moralgericht serviert wird, werden wir schon vorsichtiger sein. Soos bitte!

21.

Ein Neuling

. . . . Der Vorsitzende erwiderte, es würde dies einen Nichtigkeitsgrund bilden; die Angeklagte kenne ja die Briefe und weine offenbar aus Mitleid mit sich. — StA. Dr. v. Soos: Um sich in einen hysterischen Anfall zu versetzen.

Dieser Herr meinte ferner:

Der Verteidiger wird Ihnen die Anfälle der Angeklagten gewiß in bewegten Worten schildern, wie sie mit den Zähnen geklappert und geknirscht, wie sie die Augen verdreht hat. Ich kann es mir ersparen, darauf einzugehen. Für uns ist nur die Frage wichtig: Wenn Anna Wurm, was ich zugebe, an hysterischen Anfällen mit nachfolgenden deliranten Zuständen leidet, ist es möglich, daß sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen in solchen Zuständen verübt hat? Nein, es ist nicht möglich.

Es ist nämlich nur möglich, daß ein Bankbeamter einen Mord in vorübergehender Sinnesverwirrung begeht. Aber wenn eine Hysterikerin sich für eine Baronin hält, so handelt sie offenbar dann bewußt, wenn sie's sagt. Ja, wenn sie dabei auch einen Anfall bekäme!

Fein ist auch:

Staatsanwalt: Können Sie sich erinnern, daß Sie bei der Polizei in ganz plausibler Weise erklärt haben, warum Sie alle diese Erfindungen gemacht haben? — Angekl.: Nein, daran kann ich mich nicht erinnern. — Staatsanwalt: Sie haben gesagt, um den Oberleutnant, in den Sie verliebt waren, zu fesseln, und daß Sie immer Neues erfinden mußten, um das Frühere glaubhaft zu machen. — Angekl.: Aber, Herr Oberstaatsanwalt . . — Staatsanwalt (unterbrechend): Sie wollen auch mich zu mehr machen, als ich bin. Ich leide ja nicht an ›Pseudologia phantastica‹.

Dieser Herr äußerte ferner, er hätte den Zeugen ›auf die Anklagebank setzen können‹.

Der Staatsanwalt bespricht dann die Beziehungen der Angeklagten zu Oberleutnant Simenthal und sagt: Dieser Mann hat mir selbst große Sorge gemacht; er ist selbst bei zahlreichen Geschäftsleuten mit ihr erschienen und hat ihre Angaben bestätigt. Hat er denn das alles glauben können, was sie ihm erzählt hat? Ist er denn nicht mitschuldig? . . . .

Der Herr v. Soos, der auf diesem Gebiete noch neu ist, soll sich nicht zu viel Sorgen machen. Das tut nicht gut. Auch sollte er nicht, wenn er schon anklagt, mehr anklagen als strafbar ist. Er sagte von der Angeklagten, daß sie ›schon in jungen Jahren eine Dirne war‹. Trotzdem wurde sie auch vom Betrug freigesprochen. Wenn nächstens wieder ein Moralgericht serviert wird, werden wir schon vorsichtiger sein. Soos bitte!

Die Angeklagte sinkt an die Brust des Justizsoldaten
Dagegen ist nichts einzuwenden, aber es ist ~~scheußlich~~, daß es, wenn eine schön ist, im Gerichtssaal geschieht.

Die Angeklagte sinkt an die Brust des Justizsoldaten
Dagegen ist nichts einzuwenden, aber es ist traurig, daß es, wenn eine schön ist, im Gerichtssaal geschieht.

Die Angeklagte sinkt an die Brust des Justizsoldaten
— dagegen ist nichts einzuwenden, aber es ist traurig, daß es, wenn eine schön ist, im Gerichtssaal geschieht.

Dr. Ethel Smyth

ist wieder im Land und versichert in einem Brief an die Bordellwirtin der Freiheit:

. . . . Die englischen Zeitungen reden unaufhörlich und wohl bedacht von »gefährdeten Menschenleben«. Darf ich abermals betonen, daß die Suffragettes, die wohl das Eigentum in jeder Form angreifen (weil dieses bei uns höher gestellt wird als Frau und Kind), auf das Menschenleben aber bis jetzt streng Rücksicht nehmen. Der Beweis dafür ist schlagend; bei den Hunderten von Attentaten ist niemandem, außer den Frauen selber, das geringste geschehen. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß eine derartige Vorsicht die Gefahr, der die Betreffende sich aussetzt, unermeßlich erhöht. Ihre ergebene Dr. Ethel Smyth. Baden bei Wien.

Die Bordellwirtin der Freiheit macht ein gläubiges Gesicht. Nur auf der Rückseite wird sie bedenklich:

London, 10. Mai. Im Wartesaale des Bahnhofes Lime Street in Liverpool wurde heute eine Bombe mit der Inschrift »Votes for women« gefunden. Desgleichen wurde in Reading auf dem Postamte eine mit einem Uhrwerke versehene Bombe gefunden.

Mit äußerster Vorsicht hat die Betreffende die Bombe deponiert und sich, um das Leben ihrer Mitmenschen, der Reisende in Liverpool und der Postbeamte in Reading, zu schonen, persönlich einer Lebensgefahr ausgesetzt. Bomben dienen zum Schutz gegen Explosion. Und die Damen, die die Bomben im Wartesaal und auf dem Postamt deponieren und vielleicht zu Schaden kommen könnten, schützt der liebe Bahr.

Dr. Ethel Smyth

ist wieder im Land und versichert in einem Brief an die Bordellwirtin der Freiheit:

. . . . Die englischen Zeitungen reden unaufhörlich und wohl bedacht von »gefährdeten Menschenleben«. Darf ich abermals betonen, daß die Suffragettes, die wohl das Eigentum in jeder Form angreifen (weil dieses bei uns höher gestellt wird als Frau und Kind), auf das Menschenleben aber bis jetzt streng Rücksicht nehmen. Der Beweis dafür ist schlagend; bei den Hunderten von Attentaten ist niemandem, außer den Frauen selber, das geringste geschehen. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß eine derartige Vorsicht die Gefahr, der die Betreffende sich aussetzt, unermeßlich erhöht. Ihre ergebene Dr. Ethel Smyth. Baden bei Wien.

Die Bordellwirtin der Freiheit macht ein gläubiges Gesicht. Nur auf der Rückseite wird sie bedenklich:

London, 10. Mai. Im Wartesaale des Bahnhofes Lime Street in Liverpool wurde heute eine Bombe mit der Inschrift »Votes for women« gefunden. Desgleichen wurde in Reading auf dem Postamte eine mit einem Uhrwerke versehene Bombe gefunden.

Mit äußerster Vorsicht hat die Betreffende die Bombe deponiert und sich, um das Leben ihrer Mitmenschen, der Reisenden in Liverpool und der Postbeamten in Reading, zu schonen, persönlich einer Lebensgefahr ausgesetzt. Bomben dienen zum Schutz gegen Explosionen. Und die Damen, die die Bomben im Wartesaal und auf dem Postamt mit strenger Rücksicht auf das Menschenleben deponieren und vielleicht selber zu Schaden kommen könnten, schützt der liebe Bahr.

23.

Dr. Ethel Smyth

ist wieder im Land und versichert in einem Brief an die Bordellwirtin der Freiheit:

. . . . Die englischen Zeitungen reden unaufhörlich und wohl bedacht von »gefährdeten Menschenleben«. Darf ich abermals betonen, daß die Suffragettes, die wohl das Eigentum in jeder Form angreifen (weil dieses bei uns höher gestellt wird als Frau und Kind), auf das Menschenleben aber bis jetzt streng Rücksicht nehmen. Der Beweis dafür ist schlagend; bei den Hunderten von Attentaten ist niemandem, außer den Frauen selber, das geringste geschehen. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß eine derartige Vorsicht die Gefahr, der die Betreffende sich aussetzt, unermeßlich erhöht. Ihre ergebene Dr. Ethel Smyth. Baden bei Wien.

Die Bordellwirtin der Freiheit macht ein gläubiges Gesicht. Nur auf der Rückseite wird sie bedenklich:

London, 10. Mai. Im Wartesaale des Bahnhofes Lime Street in Liverpool wurde heute eine Bombe mit der Inschrift »Votes for women« gefunden. Desgleichen wurde in Reading auf dem Postamte eine mit einem Uhrwerke versehene Bombe gefunden.

Mit äußerster Vorsicht hat die Betreffende die Bombe deponiert und sich, um das Leben ihrer Mitmenschen, der Reisenden in Liverpool und der Postbeamten in Reading, zu schonen, persönlich einer Lebensgefahr ausgesetzt. Bomben dienen zum Schutz gegen Explosionen. Und die Damen, die die Bomben im Wartesaal und auf dem Postamt mit strenger Rücksicht auf das Menschenleben deponieren und vielleicht selber zu Schaden kommen könnten, die schützt der liebe Bahr.

Militanten

ist die Bezeichnung für jene Suffragetten, die persönlich losgehen. Und die Männer — ~~eine~~ Bezeichnung für das schwächere Geschlecht — werden nicht einmal daran ihres Jammers inne, sondern diskutieren ernsthaft, ob man jenen das Stimmrecht geben solle. Unter solchen Umständen haben ~~sie~~ es sich hundertmal verdient. Und man muß endlich zugeben, daß die Entrechtung der Frauen nur von einem Standpunkt zu verteidigen ist, der weit hinter dem gedanklichen Horizont stimmberechtigter Männer liegt. So wie die Dinge heute stehen, kann man nicht zweifeln, daß eine Militante es mit zehn liberalen Onkeln noch aufn~~immt~~. Überhaupt muß man dem Weib, das gern zur Urne schreiten möchte und derlei nicht als Schändung, sondern als Ehrung empfindet, dabei behilflich sein. Und überschätze man die öffentlichen Aufgaben nicht, auf deren Bewältigung sich übelriechende Individuen etwas einbilden. Von der neidlos dem Weib zugestandenen Fähigkeit, ein Zimmer aufzuräumen, bis zu jener Tüchtigkeit, die im Staatsleben wirtschaftet, ist es nicht ga~~r~~ so weit, wie sich die wichtigtuende Impotenz einbildet. Man soll die Frauen, die dazu und zu nichts besserem Lust haben, nicht mehr hindern, Bezirksausschüsse zu werden. Im Gegenteil soll man beide Geschlechter, soweit sie dazu taugen, mit gleichen Rechten auf den Kehricht der Welt loslassen. Die Mittelmäßigkeit hat kein Geschlecht und mit der Zeit wird unter der Uniform auch das letzte ~~en~~scheidende Merkmal, das ohnehin keine Rolle mehr spielt, verschwinden. Dann ist Hoffnung, daß Liebe und Kunst von dem heutigen Mischmasch befreit, jene entmännlicht, diese entweiblicht, eine Körperschaft, die nicht Gesetze, eine Geistigkeit, die nicht Schweinereien macht, wieder zu sich, zu einander kommen.

Militanten

ist die Bezeichnung für jene Suffragetten, die persönlich losgehen. Und die Männer — die Bezeichnung für das schwächere Geschlecht — werden nicht einmal daran ihres Jammers inne, sondern diskutieren ernsthaft, ob man jenen das Stimmrecht geben solle. Unter solchen Umständen haben jene es sich hundertmal verdient. Und man muß endlich zugeben, daß die Entrechtung der Frauen nur von einem Standpunkt zu verteidigen ist, der weit hinter dem gedanklichen Horizont stimmberechtigter Männer liegt. So wie die Dinge heute ~~stehen~~, kann man nicht zweifeln, daß eine Militante es mit zehn liberalen Onkeln noch aufnimmt. Überhaupt muß man dem Weib, das gern zur Urne schreiten möchte und derlei nicht als Schändung, sondern als Ehrung empfindet, dabei behilflich sein. Und überschätze man die öffentlichen Aufgaben nicht, auf deren Bewältigung sich übelriechende Individuen etwas einbilden. Von der neidlos dem Weib zugestandenen Fähigkeit, ein Zimmer aufzuräumen, bis zu jener Tüchtigkeit, die im Staatsleben wirtschaftet, ist es nicht ganz so weit, wie sich die wichtigtuende Impotenz einbildet. Man soll die Frauen, die dazu und zu nichts besserem Lust haben, nicht mehr hindern, Bezirksausschüsse zu werden. Im Gegenteil soll man beide Geschlechter, soweit sie dazu taugen, mit gleichen Rechten auf den Kehricht der Welt loslassen. Die Mittelmäßigkeit hat kein Geschlecht und mit der Zeit wird unter der Uniform auch das letzte unterscheidende Merkmal, das ohnehin keine Rolle mehr spielt, verschwinden. Dann ist Hoffnung, daß Liebe und Kunst, von dem heutigen Mischmasch befreit, jene entmännlicht, diese entweiblicht: eine Körperschaft, die nicht Gesetze, eine Geistigkeit, die nicht Schweinereien macht, wieder zu sich, wieder zu einander kommen.

Militanten

ist die Bezeichnung für jene Suffragetten, die persönlich losgehen. Und die Männer — die Bezeichnung für das schwächere Geschlecht — werden nicht einmal daran ihres Jammers inne, sondern diskutieren ernsthaft, ob man jenen das Stimmrecht geben solle. Unter solchen Umständen haben jene es sich hundertmal verdient. Und man muß endlich zugeben, daß die Entrechtung der Frauen nur von einem Standpunkt zu verteidigen ist, der weit hinter dem gedanklichen Horizont stimmberechtigter Männer liegt. So wie die Dinge heute ~~stehen~~, kann man nicht zweifeln, daß eine Militante es mit zehn liberalen Onkeln noch aufnimmt. Überhaupt muß man dem Weib, das gern zur Urne schreiten möchte und derlei nicht als Schändung, sondern als Ehrung empfindet, dabei behilflich sein. Und überschätze man die öffentlichen Aufgaben nicht, auf deren Bewältigung sich übelriechende Individuen etwas einbilden. Von der neidlos dem Weib zugestandenen Fähigkeit, ein Zimmer aufzuräumen, bis zu jener Tüchtigkeit, die im Staatsleben wirtschaftet, ist es nicht ganz so weit, wie sich die wichtigtuende Impotenz einbildet. Man soll die Frauen, die dazu und zu nichts besserem Lust haben, nicht mehr hindern, Bezirksausschüsse zu werden. Im Gegenteil soll man beide Geschlechter, soweit sie dazu taugen, mit gleichen Rechten auf den Kehricht der Welt loslassen. Die Mittelmäßigkeit hat kein Geschlecht und mit der Zeit wird unter der Uniform auch das letzte unterscheidende Merkmal, das ohnehin keine Rolle mehr spielt, verschwinden. Dann ist Hoffnung, daß Liebe und Kunst, von dem heutigen Mischmasch befreit, jene entmännlicht, diese entweiblicht: eine Körperschaft, die nicht Gesetze, eine Geistigkeit, die nicht Schweinereien macht, wieder zu sich, wieder zu einander kommen.

24.

Militanten

ist die Bezeichnung für jene Suffragetten, die persönlich losgehen. Und die Männer — die Bezeichnung für das schwächere Geschlecht — werden nicht einmal daran ihres Jammers inne, sondern diskutieren ernsthaft, ob man jenen das Stimmrecht geben solle. Unter solchen Umständen haben jene es sich hundertmal verdient. Und man muß endlich zugeben, daß die Entrechtung der Frauen nur von einem Standpunkt zu verteidigen ist, der weit hinter dem gedanklichen Horizont stimmberechtigter Männer liegt. So wie die Dinge heute liegen, kann man nicht zweifeln, daß eine Militante es mit zehn liberalen Onkeln noch aufnimmt. Überhaupt muß man dem Weib, das gern zur Urne schreiten möchte und derlei nicht als Schändung, sondern als Ehrung empfindet, dabei behilflich sein. Und überschätze man die öffentlichen Aufgaben nicht, auf deren Bewältigung sich übelriechende Individuen etwas einbilden. Von der neidlos dem Weib zugestandenen Fähigkeit, ein Zimmer aufzuräumen, bis zu jener Tüchtigkeit, die im Staatsleben wirtschaftet, ist es nicht ganz so weit, wie sich die wichtigtuende Impotenz einbildet. Man soll die Frauen, die dazu und zu nichts Besserem Lust haben, nicht mehr hindern, Bezirksausschüsse zu werden. Im Gegenteil soll man beide Geschlechter, soweit sie dazu taugen, mit gleichen Rechten auf den Kehricht der Welt loslassen. Die Mittelmäßigkeit hat kein Geschlecht und mit der Zeit wird unter der Uniform auch das letzte unterscheidende Merkmal, das ohnehin keine Rolle mehr spielt, verschwinden. Dann ist Hoffnung, daß Liebe und Kunst, von dem heutigen Mischmasch befreit, jene entmännlicht, diese entweiblicht: eine Körperschaft, die nicht Gesetze, eine Geistigkeit, die nicht Schweinereien macht, wieder zu sich, wieder zu einander kommen.

Suffragetten vergiften ein Hündchen
Wo bleibt der Schinder?

Entbehrungen im Kriege

Konsulsgattinen erzählen jetzt den Reportern, was sie da unten erlebt haben. Es war gewiß entsetzlich und es ist von allen Erinnerungen, die sich eine preßsüchtige Welt abfragen läßt, immerhin die würdigste und [illegible]lichste. Was sind nun freilich die Melinitgranaten von Skutari neben dem Jammer, den eine in Janina mitgemacht hat.

Das Quälendste von allen diesen Entbehrungen war aber wohl die Tatsache, daß wir fast durch fünf Monate keine Zeitungen, keine Briefe bekamen. Wir wußten nicht, was in der Welt vorgeht, allen Phantasien und Gerüchten war der weiteste Spielraum gelassen. Allerdings, hie und da gelang es einem verwegenen Gesellen, eine griechische einzuschmuggeln. Dieser Mann pflegte dann mit einem solchen Zeitungsexemplar schon auf seine Rechnung zu kommen. Wer es lesen wollte, mußte den Mann zu sich kommen lassen, die Zeitung in seiner Gegenwart durchstudieren und hatte für eine halbstündige Lektüre sage und schreibe 16 Francs zu bezahlen.

Frau Bilinska, die sich zu ihrer Erholung in einen Kurort begeben wird, faßte zum Schlusse des Gespräches alle ihre Erfahrungen und Erlebnisse in ein kluges Wort zusammen: »Nicht die Kugeln, Granaten und Schrapnelles sind es, die im Krieg die fürchterlichsten Wunden schlagen, sondern seine Begleiterscheinungen, der Hunger, die Krankheit, die Entbehrungen, lassen ihn zur Geißel der Menschheit werden«.

Wo waren da die Torpedos? Sie wurden zum Transport der Neuen Freien Presse für die demonstrierende Flotte verwendet, aber niemand dachte daran, wenn auch nur mit einem Exemplar das belagerte Janina zu entsetzen.

Entbehrungen im Kriege

Konsulsgattinen erzählen jetzt den Reportern, was sie da unten erlebt haben. Es war gewiß entsetzlich und es ist von allen Erinnerungen, die sich eine preßsüchtige Welt abfragen läßt, immerhin die würdigste und sachlichste. Was sind nun freilich die Melinitgranaten von Skutari neben dem Jammer, den eine in Janina mitgemacht hat.

›.... Das Quälendste von allen diesen Entbehrungen war aber wohl die Tatsache, daß wir fast durch fünf Monate keine Zeitungen, keine Briefe bekamen. Wir wußten nicht, was in der Welt vorgeht, allen Phantasien und Gerüchten war der weiteste Spielraum gelassen. Allerdings, hie und da gelang es einem verwegenen Gesellen, eine griechische einzuschmuggeln. Dieser Mann pflegte dann mit einem solchen Zeitungsexemplar schon auf seine Rechnung zu kommen. Wer es lesen wollte, mußte den Mann zu sich kommen lassen, die Zeitung in seiner Gegenwart durchstudieren und hatte für eine halbstündige Lektüre sage und schreibe 16 Francs zu bezahlen.‹

Frau Bilinska, die sich zu ihrer Erholung in einen Kurort begeben wird, faßte zum Schlusse des Gespräches alle ihre Erfahrungen und Erlebnisse in ein kluges Wort zusammen: ›Nicht die Kugeln, Granaten und Schrapnelles sind es, die im Krieg die fürchterlichsten Wunden schlagen, sondern seine Begleiterscheinungen, der Hunger, die Krankheit, die Entbehrungen, lassen ihn zur Geißel der Menschheit werden‹.

Wo waren da die Torpedos? Sie wurden zum Transport der Neuen Freien Presse für die demonstrierende Flotte verwendet, aber niemand dachte daran, auch nur mit einem Exemplar das belagerte Janina zu entsetzen.

Entbehrungen im Kriege

Konsulsgattinen erzählen jetzt den Reportern, was sie da unten erlebt haben. Es war gewiß entsetzlich und es ist von allen Erinnerungen, die sich eine preßsüchtige Welt abfragen läßt, immerhin die würdigste und sachlichste. Was sind nun freilich die Melinitgranaten von Skutari neben dem Jammer, den eine in Janina mitgemacht hat.

›.... Das Quälendste von allen diesen Entbehrungen war aber wohl die Tatsache, daß wir fast durch fünf Monate keine Zeitungen, keine Briefe bekamen. Wir wußten nicht, was in der Welt vorgeht, allen Phantasien und Gerüchten war der weiteste Spielraum gelassen. Allerdings, hie und da gelang es einem verwegenen Gesellen, eine griechische Zeitung einzuschmuggeln. Dieser Mann pflegte dann mit einem solchen Zeitungsexemplar schon auf seine Rechnung zu kommen. Wer es lesen wollte, mußte den Mann zu sich kommen lassen, die Zeitung in seiner Gegenwart durchstudieren und hatte für eine halbstündige Lektüre sage und schreibe 16 Francs zu bezahlen.‹

Frau Bilinska, die sich zu ihrer Erholung in einen Kurort begeben wird, faßte zum Schlusse des Gespräches alle ihre Erfahrungen und Erlebnisse in ein kluges Wort zusammen: ›Nicht die Kugeln, Granaten und Schrapnelles sind es, die im Krieg die fürchterlichsten Wunden schlagen, sondern seine Begleiterscheinungen, der Hunger, die Krankheit, die Entbehrungen, lassen ihn zur Geißel der Menschheit werden‹.

Wo waren da die Torpedos? Sie wurden zum Transport der Neuen Freien Presse für die demonstrierende Flotte verwendet, aber niemand dachte daran, auch nur mit einem Exemplar das belagerte Janina zu entsetzen.

Eine, die sich nicht interviewen läßt

Auch die Gemahlin Essad Paschas fühlte sich in der türkischen Hauptstadt nicht mehr sicher und schloß sich daher den Freunden ihres Mannes an. Sie ist eine geborene Türkin, ganz nach türkischen Grundsätzen erzogen, und daher eine Frau, die nichts so sehr scheut als die Öffentlichkeit. Ihren Mann hat sie seit Beginn des Krieges nicht mehr gesehen und hat auch seit mehr als einem halben Jahre keine Nachricht von ihm erhalten . . . .

27.

Eine, die sich nicht interviewen läßt

›Auch die Gemahlin Essad Paschas fühlte sich in der türkischen Hauptstadt nicht mehr sicher und schloß sich daher den Freunden ihres Mannes an. Sie ist eine geborne Türkin, ganz nach türkischen Grundsätzen erzogen, und daher eine Frau, die nichts so sehr scheut als die Öffentlichkeit. Ihren Mann hat sie seit Beginn des Krieges nicht mehr gesehen und hat auch seit mehr als einem halben Jahre keine Nachricht von ihm erhalten . . . .‹

Die Konkurrenz und die Mischpoche

Neue Freie Presse, 8. Mai

Die Wahrheit über Essad Pascha.

Eine Unterredung mit Essad Paschas Schwager.

Wir sind heute in der Lage, Authentisches über die Handlungsweise Essad Paschas mitzuteilen, dessen Abzug aus Skutari nach einem Übereinkommen mit König Nikolaus so viel Aufsehen erregte und einen so großen Einfluß auf die Entwicklung der letzten Ereignisse hatte. Die Darstellung, die wir nachstehend veröffentlichten, rührt von Essad Paschas Schwager Sureya Bey Vlora her, der gestern hier aus Albanien eingetroffen ist. Er hatte mit Essad Pascha eine eingehende Unterredung und hat sich in Durazzo und Tirana durch persönlichen Augenschein über all das vergewissert, was in den letzten Tagen in Albanien geschehen ist.

Sureya Bey Vlora hatte sich während der letzten Apriltage in Wien aufgehalten. Die Übergabe Skutaris an König Nikolaus und die Gerüchte über Essad Pascha veranlaßten ihn, sich nach Albanien zu begeben. Er fand Mittel und Wege, nach Durazzo zu gelangen und mit Essad Pascha bei Tirana zusammenzutreffen.

Einem Gewährsmanne unseres Blattes erzählt er das Nachfolgende:

„. . . Essad Pascha kam mir entgegen. Er war in der Uniform eines türkischen Generals von einer Eskorte begleitet. . . .

Essad gab mir die Versicherung, daß er keine Proklamation erlassen habe und daß zwischen ihm und den Montenegrinern keinerlei Abmachungen über die Nordgrenze Albaniens abgeschlossen worden sind. Er habe Skutari abtreten müssen, weil seine Leute Hunger litten. Jeden Tag seien in Skutari 30 bis 40 Menschen gestorben, an einem Tage habe die Zahl der an Hunger Gestorbenen 120 erreicht. . . .

Essad Pascha hatte aber in Wirklichkeit, so erklärt Sureya Bey, keinen Augenblick die Absicht, sich zum König proklamieren zu lassen. . . .

Deshalb finde ich es dringend geboten, daß die Mächte der Anarchie ein Ende machen und das Mittel finden, um Ordnung in das Land einkehren zu lassen. . . .

Die Zeit, 9. Mai

Eine Warnung vor Essad Pascha.

Äußerungen eines Vetters Essad Paschas.

General Fasil Pascha, ein Vetter des albanischen Kronprätendenten Essad Pascha, der gleich dem türkischen Kommandanten der vornehmen albanischen Familie Toptani entstammt, weilt gegenwärtig in Wien und hatte die Liebenswürdigkeit, sich über die letzten politischen Vorgänge in seiner Heimat einem unserer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen zu äußern:

„Sei es aus Parteilichkeit oder aus Unkenntnis der wahren Sachlage oder aus sonst einem Grunde, ist es dazu gekommen, daß in verschiedenen Blättern über die gegenwärtige albanische Krise sowie über die Stellung Essad Paschas in der Entwicklung der letzten Ereignisse in Albanien Mitteilungen enthalten waren, die keineswegs mit den Tatsachen übereinstimmen. Ich hatte mit Essad Pascha noch zehn Tage vor Ausbruch des Krieges eine Unterredung in der zentralalbanischen Stadt Tirana . . . .

Es ist wahr, daß Essad Pascha zur Zeit, als Riza Pascha ermordet wurde, eine gewisse Popularität besaß, da er sich den Anschein gab, daß er für die Unabhängigkeit Albaniens eintreten wolle. Aus den Zeitungen habe ich dann später erfahren, daß Essad Pascha sich zum König von Albanien deklarieren wolle. Dieses Vorgehen ist sowohl für Europa als auch für Albanien eine schwere Beleidigung. . . .

Als Skutari fiel, ist Essad Pascha mit allen Kriegsehren abgezogen, aber es ist im Kriege gewiß nicht üblich, daß ein General, der sich ergeben hat, mit Waffen und Munition aller Art abziehen kann. Diese Tatsache ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß aus ihr mit großer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden kann, daß Essad Pascha mit Montenegro irgendein mysteriöses Abkommen getroffen haben mußte, das natürlicherweise für Albanien nicht vorteilhaft sein könnte. . . .

Die Rolle, die Essad Pascha spielen will, stellt sich als gewöhnlicher Bluff dar, durch den den Mächten Sand in die Augen gestreut werden soll, und der nur dazu dienen soll, die persönlichen Interessen Essad Paschas zu fördern. Wenn eine oder die andere Macht mit Essad Pascha in Unterhandlungen treten wollte, täte sie gut daran, im eigenen ökonomischen Interesse eine seriöse Mission zu bestellen, die ihr über die wahre Machtstellung Essad Paschas und die richtige Lage der politischen Verhältnisse genaue Auskunft geben könnte. . . .

Die Konkurrenz und die Mischpoche

Neue Freie Presse, 8. Mai

Die Wahrheit über Essad Pascha.

Eine Unterredung mit dem Schwager Essad Paschas.

Wir sind heute in der Lage, Authentisches über die Handlungsweise Essad Paschas mitzuteilen, dessen Abzug aus Skutari nach einem Übereinkommen mit König Nikolaus so viel Aufsehen erregte und einen so großen Einfluß auf die Entwicklung der letzten Ereignisse hatte. Die Darstellung, die wir nachstehend veröffentlichten, rührt von Essad Paschas Schwager Sureya Bey Vlora her, der gestern hier aus Albanien eingetroffen ist. Er hatte mit Essad Pascha eine eingehende Unterredung und hat sich in Durazzo und Tirana durch persönlichen Augenschein über all das vergewissert, was in den letzten Tagen in Albanien geschehen ist. Sureya Bey Vlora hatte sich während der letzten Apriltage in Wien aufgehalten. Die Übergabe Skutaris an König Nikolaus und die Gerüchte über Essad Pascha veranlaßten ihn, sich nach Albanien zu begeben. Er fand Mittel und Wege, nach Durazzo zu gelangen und mit Essad Pascha bei Tirana zusammenzutreffen.

Einem Gewährsmanne unseres Blattes erzählt er das Nachfolgende:

. . . . Essad Pascha kam mir entgegen. Er war in der Uniform eines türkischen Generals von einer Eskorte begleitet . . . . Essad Pascha begleitete mich nach Durazzo und wir sprachen viele Stunden über alle ihn betreffenden Fragen und Gerüchte. Essad gab mir die Versicherung, daß er keine Proklamation erlassen habe und daß zwischen ihm und den Montenegrinern keinerlei Abmachungen über die Nordgrenze Albaniens abgeschlossen worden sind. Er habe Skutari abtreten müssen, weil seine Leute Hunger litten. Jeden Tag seien in Skutari 30 bis 40 Menschen gestorben, an einem Tage habe die Zahl der an Hunger Gestorbenen 120 erreicht. . . .

Essad Pascha hatte aber in Wirklichkeit, so erklärt Sureya Bey, keinen Augenblick die Absicht, sich zum König proklamieren zu lassen. . . .

Deshalb finde ich es dringend geboten, daß die Mächte der Anarchie ein Ende machen und das Mittel finden, um Ordnung in das Land einkehren zu lassen. . . .

Die Zeit, 9. Mai

Eine Warnung vor Essad Pascha.

Äußerungen eines Vetters Essad Paschas.

General Fasil Pascha, ein Vetter des albanischen Kronprätendenten Essad Pascha, der gleich dem türkischen Kommandanten der vornehmen albanischen Familie Toptani entstammt, weilt gegenwärtig in Wien und hatte die Liebenswürdigkeit, sich über die letzten politischen Vorgänge in seiner Heimat einem unserer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen zu äußern:

Sei es aus Parteilichkeit oder aus Unkenntnis der wahren Sachlage oder aus sonst einem Grunde, ist es dazu gekommen, daß in verschiedenen Blättern über die gegenwärtige albanische Krise sowie über die Stellung Essad Paschas in der Entwicklung der letzten Ereignisse in Albanien Mitteilungen enthalten waren, die keineswegs mit den Tatsachen übereinstimmen. Ich hatte mit Essad Pascha noch zehn Tage vor Ausbruch des Krieges eine Unterredung in der zentralalbanischen Stadt Tirana . . . .

Es ist wahr, daß Essad Pascha zur Zeit, als Riza Pascha ermordet wurde, eine gewisse Popularität besaß, da er sich den Anschein gab, daß er für die Unabhängigkeit Albaniens eintreten wolle. Aus den Zeitungen habe ich dann später erfahren, daß Essad Pascha sich zum König von Albanien deklarieren wolle. Dieses Vorgehen ist sowohl für Europa als auch für Albanien eine schwere Beleidigung. . . .

Als Skutari fiel, ist Essad Pascha mit allen Kriegsehren abgezogen, aber es ist im Kriege gewiß nicht üblich, daß ein General, der sich ergeben hat, mit Waffen und Munition aller Art abziehen kann. Diese Tatsache ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß aus ihr mit großer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden kann, daß Essad Pascha mit Montenegro irgendein mysteriöses Abkommen getroffen haben mußte, das natürlicherweise für Albanien nicht vorteilhaft sein konnte. . . .

Die Rolle, die Essad Pascha spielen will, stellt sich als gewöhnlicher Bluff dar, durch den den Mächten Sand in die Augen gestreut werden soll, und der nur dazu dienen soll, die persönlichen Interessen Essad Paschas zu fördern. Wenn eine oder die andere Macht mit Essad Pascha in Unterhandlungen treten wollte, täte sie gut daran, im eigenen ökonomischen Interesse eine seriöse Mission zu bestellen, die ihr über die wahre Machtstellung Essad Paschas und die richtige Lage der politischen Verhältnisse genaue Auskunft geben könnte. . . .

Die Konkurrenz und die Mischpoche

Neue Freie Presse, 8. Mai

Die Wahrheit über Essad Pascha.

~~Ein~~ Unterredung mit dem Schwager Essad Paschas.

Wir sind heute in der Lage, Authentisches über die Handlungsweise Essad Paschas mitzuteilen, dessen Abzug aus Skutari nach einem Übereinkommen mit König Nikolaus so viel Aufsehen erregte und einen so großen Einfluß auf die Entwicklung der letzten Ereignisse hatte. Die Darstellung, die wir nachstehend veröffentlichten, rührt von Essad Paschas Schwager Sureya Bey Vlora her, der gestern hier aus Albanien eingetroffen ist. Er hatte mit Essad Pascha eine eingehende Unterredung und hat sich in Durazzo und Tirana durch persönlichen Augenschein über all das vergewissert, was in den letzten Tagen in Albanien geschehen ist. Sureya Bey Vlora hatte sich während der letzten Apriltage in Wien aufgehalten. Die Übergabe Skutaris an König Nikolaus und die Gerüchte über Essad Pascha veranlaßten ihn, sich nach Albanien zu begeben. Er fand Mittel und Wege, nach Durazzo zu gelangen und mit Essad Pascha bei Tirana zusammenzutreffen.

Einem Gewährsmanne unseres Blattes erzählt er das Nachfolgende:

. . . . Essad Pascha kam mir entgegen. Er war in der Uniform eines türkischen Generals von einer Eskorte begleitet . . . . Essad Pascha begleitete mich nach Durazzo und wir sprachen viele Stunden über alle ihn betreffenden Fragen und Gerüchte. Essad gab mir die Versicherung, daß er keine Proklamation erlassen habe und daß zwischen ihm und den Montenegrinern keinerlei Abmachungen über die Nordgrenze Albaniens abgeschlossen worden sind. Er habe Skutari abtreten müssen, weil seine Leute Hunger litten. Jeden Tag seien in Skutari 30 bis 40 Menschen gestorben, an einem Tage habe die Zahl der an Hunger Gestorbenen 120 erreicht. . . .

Essad Pascha hatte aber in Wirklichkeit, so erklärt Sureya Bey, keinen Augenblick die Absicht, sich zum König proklamieren zu lassen. . . .

Deshalb finde ich es dringend geboten, daß die Mächte der Anarchie ein Ende machen und das Mittel finden, um Ordnung in das Land einkehren zu lassen. . . .

Die Zeit, 9. Mai

Eine Warnung vor Essad Pascha.

Äußerungen eines Vetters Essad Paschas.

General Fasil Pascha, ein Vetter des albanischen Kronprätendenten Essad Pascha, der gleich dem türkischen Kommandanten der vornehmen albanischen Familie Toptani entstammt, weilt gegenwärtig in Wien und hatte die Liebenswürdigkeit, sich über die letzten politischen Vorgänge in seiner Heimat einem unserer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen zu äußern:

Sei es aus Parteilichkeit oder aus Unkenntnis der wahren Sachlage oder aus sonst einem Grunde, ist es dazu gekommen, daß in verschiedenen Blättern über die gegenwärtige albanische Krise sowie über die Stellung Essad Paschas in der Entwicklung der letzten Ereignisse in Albanien Mitteilungen enthalten waren, die keineswegs mit den Tatsachen übereinstimmen. Ich hatte mit Essad Pascha noch zehn Tage vor Ausbruch des Krieges eine Unterredung in der zentralalbanischen Stadt Tirana . . . .

Es ist wahr, daß Essad Pascha zur Zeit, als Riza Pascha ermordet wurde, eine gewisse Popularität besaß, da er sich den Anschein gab, daß er für die Unabhängigkeit Albaniens eintreten wolle. Aus den Zeitungen habe ich dann später erfahren, daß Essad Pascha sich zum König von Albanien deklarieren wolle. Dieses Vorgehen ist sowohl für Europa als auch für Albanien eine schwere Beleidigung. . . .

Als Skutari fiel, ist Essad Pascha mit allen Kriegsehren abgezogen, aber es ist im Kriege gewiß nicht üblich, daß ein General, der sich ergeben hat, mit Waffen und Munition aller Art abziehen kann. Diese Tatsache ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß aus ihr mit großer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden kann, daß Essad Pascha mit Montenegro irgendein mysteriöses Abkommen getroffen haben mußte, das natürlicherweise für Albanien nicht vorteilhaft sein konnte. . . .

Die Rolle, die Essad Pascha spielen will, stellt sich als gewöhnlicher Bluff dar, durch den den Mächten Sand in die Augen gestreut werden soll, und der nur dazu dienen soll, die persönlichen Interessen Essad Paschas zu fördern. Wenn eine oder die andere Macht mit Essad Pascha in Unterhandlungen treten wollte, täte sie gut daran, im eigenen ökonomischen Interesse eine seriöse Mission zu bestellen, die ihr über die wahre Machtstellung Essad Paschas und die richtige Lage der politischen Verhältnisse genaue Auskunft geben könnte. . . .

Die Konkurrenz und die Mischpoche

Neue Freie Presse, 8. Mai

Die Wahrheit über Essad Pascha.

Unterredung mit dem Schwager Essad Paschas.

Wir sind heute in der Lage, Authentisches über die Handlungsweise Essad Paschas mitzuteilen, dessen Abzug aus Skutari nach einem Übereinkommen mit König Nikolaus so viel Aufsehen erregte und einen so großen Einfluß auf die Entwicklung der letzten Ereignisse hatte. Die Darstellung, die wir nachstehend veröffentlichten, rührt von Essad Paschas Schwager Sureya Bey Vlora her, der gestern hier aus Albanien eingetroffen ist. Er hatte mit Essad Pascha eine eingehende Unterredung und hat sich in Durazzo und Tirana durch persönlichen Augenschein über all das vergewissert, was in den letzten Tagen in Albanien geschehen ist. Sureya Bey Vlora hatte sich während der letzten Apriltage in Wien aufgehalten. Die Übergabe Skutaris an König Nikolaus und die Gerüchte über Essad Pascha veranlaßten ihn, sich nach Albanien zu begeben. Er fand Mittel und Wege, nach Durazzo zu gelangen und mit Essad Pascha bei Tirana zusammenzutreffen.

Einem Gewährsmanne unseres Blattes erzählt er das Nachfolgende:

. . . . Essad Pascha kam mir entgegen. Er war in der Uniform eines türkischen Generals von einer Eskorte begleitet . . . . Essad Pascha begleitete mich nach Durazzo und wir sprachen viele Stunden über alle ihn betreffenden Fragen und Gerüchte. Essad gab mir die Versicherung, daß er keine Proklamation erlassen habe und daß zwischen ihm und den Montenegrinern keinerlei Abmachungen über die Nordgrenze Albaniens abgeschlossen worden sind. Er habe Skutari abtreten müssen, weil seine Leute Hunger litten. Jeden Tag seien in Skutari 30 bis 40 Menschen gestorben, an einem Tage habe die Zahl der an Hunger Gestorbenen 120 erreicht. . . .

Essad Pascha hatte aber in Wirklichkeit, so erklärt Sureya Bey, keinen Augenblick die Absicht, sich zum König proklamieren zu lassen. . . .

Deshalb finde ich es dringend geboten, daß die Mächte der Anarchie ein Ende machen und das Mittel finden, um Ordnung in das Land einkehren zu lassen. . . .

Die Zeit, 9. Mai

Eine Warnung vor Essad Pascha.

Äußerungen eines Vetters Essad Paschas.

General Fasil Pascha, ein Vetter des albanischen Kronprätendenten Essad Pascha, der gleich dem türkischen Kommandanten der vornehmen albanischen Familie Toptani entstammt, weilt gegenwärtig in Wien und hatte die Liebenswürdigkeit, sich über die letzten politischen Vorgänge in seiner Heimat einem unserer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen zu äußern:

Sei es aus Parteilichkeit oder aus Unkenntnis der wahren Sachlage oder aus sonst einem Grunde, ist es dazu gekommen, daß in verschiedenen Blättern über die gegenwärtige albanische Krise sowie über die Stellung Essad Paschas in der Entwicklung der letzten Ereignisse in Albanien Mitteilungen enthalten waren, die keineswegs mit den Tatsachen übereinstimmen. Ich hatte mit Essad Pascha noch zehn Tage vor Ausbruch des Krieges eine Unterredung in der zentralalbanischen Stadt Tirana . . . .

Es ist wahr, daß Essad Pascha zur Zeit, als Riza Pascha ermordet wurde, eine gewisse Popularität besaß, da er sich den Anschein gab, daß er für die Unabhängigkeit Albaniens eintreten wolle. Aus den Zeitungen habe ich dann später erfahren, daß Essad Pascha sich zum König von Albanien deklarieren wolle. Dieses Vorgehen ist sowohl für Europa als auch für Albanien eine schwere Beleidigung. . . .

Als Skutari fiel, ist Essad Pascha mit allen Kriegsehren abgezogen, aber es ist im Kriege gewiß nicht üblich, daß ein General, der sich ergeben hat, mit Waffen und Munition aller Art abziehen kann. Diese Tatsache ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß aus ihr mit großer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden kann, daß Essad Pascha mit Montenegro irgendein mysteriöses Abkommen getroffen haben mußte, das natürlicherweise für Albanien nicht vorteilhaft sein konnte. . . .

Die Rolle, die Essad Pascha spielen will, stellt sich als gewöhnlicher Bluff dar, durch den den Mächten Sand in die Augen gestreut werden soll, und der nur dazu dienen soll, die persönlichen Interessen Essad Paschas zu fördern. Wenn eine oder die andere Macht mit Essad Pascha in Unterhandlungen treten wollte, täte sie gut daran, im eigenen ökonomischen Interesse eine seriöse Mission zu bestellen, die ihr über die wahre Machtstellung Essad Paschas und die richtige Lage der politischen Verhältnisse genaue Auskunft geben könnte. . . .

Wie macht man das?

Aus Tokio wird geschrieben: Der japanische Marineminister Vicomte Saito hat in seinem Palais am 11. Jänner d. J. zu Ehren des Sohnes des österreichisch-ungarischen Botschafters in Tokio Baron Call ein Bankett gegeben. Der Sohn des Botschafters ist als Linienschiffsleutnant S. M. S. »Panther« zugeteilt, das sich zur Zeit in Kobe aufhielt. Als Gäste des Marineministers waren außer dem Botschafter Baron Call noch Baronin Call, deren Tochter, ferner die Mitglieder der Botschaft sowie Baronin Sannomiya, Justizminister Vicomte Okabe mit seiner Gemahlin, der Vizeminister des Ministeriums des Äußern Ischii und Madame Ischii, der Ingenieur-Admiral Baron Miyahara, der Vizeminister Marineministeriums Konteadmiral Takarabe und viele Herren vom japanischen Ministerium erschienen. Die Japaner benützten die Gelegenheit, um die Beziehungen zwischen Japan und der Monarchie herzlicher zu gestalten.

Andauernde Entspannung

Die Chinesen sollten jetzt bald den Ehrgeiz haben, das von Christen in Skutari vergossene Christenblut zu rächen. Die Europäer werden es nicht tun, ~~da sie~~ sich vor einander fürchten. Sie werden weiter mit dem König von Montenegro verkehren, wiewohl nachgewiesen ist, daß er aus Rücksicht auf das Bankhaus Reitzes durch Monate in Kirchen und Keller Melinitgranaten gesendet hat, weil er wußte, daß dort Frauen und Kinder aus der Todesangst erlöst sein wollten. Die Europäer haben ihn daran nicht gehindert und es genügte ihnen, daß er die Stätte räume, wo er gemordet hat. Die Europäer fürchten sich vor ihren ehrlichen Waffen, sie lieben den Fortschritt im Nebel der feigen Intelligenz und im Elend der internationalen Phrase. Sie lassen sich von Diplomaten und Demokraten um ihre Instinkte betrügen. Sie werden drohen, zahlen und aufatmen. Montenegro ist einig. So oft es will, wird es Europa schwächen. Nikolaus ist der Inhaber eines österreichischen Regiments. Im Kriegsfall hätte er diese Würde niederlegen müssen. Er wird nie diese Würde niederlegen müssen. Europa wird immer rüsten und Montenegro wird immer nachgeben. Darauf wird die europäische Diplomatie immer stolz sein. Der Nikolaus wird nach Wien kommen und mit achtungsvoller Sympathie begrüßt werden. Er wird bei Mercedes zwei Wagen bestellen und sie werden für ihn bezahlt werden, damit er sie verkaufen könne, weil ihm ein Einspänner als Hofwagen genügt. Das Tagblatt wird ~~seine Gedichte~~ drucken. Die Kaffeesieder werden ~~montenegrinische~~ Orden bekommen. So viel Granaten in Skutari einschlugen, so viel Daniloorden für ~~mitleidige~~ Wiener wird es geben. Denn Österreich ist der Vorposten der europäischen Schwäche. Montenegro ist der Fühler, den eine größere Gefahr ausstreckt.

Andauernde Entspannung

Die Chinesen sollten jetzt bald den Ehrgeiz haben, das von Christen in Skutari vergossene Christenblut zu rächen. Die Europäer werden es nicht tun, weil sich die Europäer vor einander fürchten. Sie werden weiter mit dem König von Montenegro verkehren, wiewohl nun nachgewiesen ist, daß er aus Rücksicht auf das Bankhaus Reitzes durch Monate in Keller und Kirchen Melinitgranaten gesendet hat, weil er wußte, daß dort Frauen und Kinder wären und aus der Todesangst erlöst sein wollten. Die Europäer haben ihn daran nicht gehindert und es genügte ihnen, daß er die Stätte räume, wo er gemordet hat. Die Europäer fürchten sich vor ihren ehrlichen Waffen, sie lieben den Fortschritt im Nebel der feigen Intelligenz und im Elend der internationalen Phrase. Sie lassen sich von Diplomaten und Demokraten um ihre Instinkte betrügen. Montenegro ist einig. So oft es will, wird es Europa schwächen. Nikolaus ist der Inhaber eines österreichischen Regiments. Im Kriegsfall hätte er diese Würde niederlegen müssen. Er wird nie diese Würde niederlegen müssen. Europa wird immer rüsten und Montenegro wird immer nachgeben. Darauf wird die europäische Diplomatie immer stolz sein. Sie werden drohen, zahlen und aufatmen. Der Nikolaus wird nach Wien kommen und mit achtungsvoller Sympathie begrüßt werden. Er wird bei Mercedes zwei Wagen bestellen und sie werden für ihn bezahlt werden, damit er sie verkaufen könne, weil ihm füglich ein Einspänner als Hofwagen genügt. Er wird dafür ~~sein~~ Gedichte zurücklassen und das Tagblatt wird sie drucken. Die Kaffeesieder werden ~~keine~~ Orden bekommen. So viel Granaten in die Schlaf~~zimmer~~ von Skutari einschlugen, so viel Danilo-Orden für barmherzige Wiener wird es geben. Denn Österreich ist der Vorposten der europäischen Schwäche. Montenegro ist der Fühler, den eine größere Gefahr ausstreckt.

30

Andauernde Entspannung

Die Chinesen sollten jetzt bald den Ehrgeiz haben, das von Christen in Skutari vergossene Christenblut zu rächen. Die Europäer werden es nicht tun, weil sich die Europäer vor einander fürchten. Sie werden weiter mit dem König von Montenegro verkehren, wiewohl nun nachgewiesen ist, daß er aus Rücksicht auf das Bankhaus Reitzes durch Monate in Keller und Kirchen Melinitgranaten gesendet hat, weil er wußte, daß dort Frauen und Kinder wären und aus der Todesangst erlöst sein wollten. Die Europäer haben ihn daran nicht gehindert und es genügte ihnen, daß er die Stätte räume, wo er gemordet hat. Die Europäer fürchten sich vor ihren ehrlichen Waffen, sie lieben den Fortschritt im Nebel der feigen Intelligenz und im Elend der internationalen Phrase. Sie lassen sich von Diplomaten und Demokraten um ihre Instinkte betrügen. Montenegro ist einig. So oft es will, wird es Europa schwächen. Nikolaus ist der Inhaber eines österreichischen Regiments. Im Kriegsfall hätte er diese Würde niederlegen müssen. Er wird nie diese Würde niederlegen müssen. Europa wird immer rüsten und Montenegro wird immer nachgeben. Darauf wird die europäische Diplomatie immer stolz sein. Sie werden drohen, zahlen und aufatmen. Der Nikolaus wird nach Wien kommen und mit achtungsvoller Sympathie begrüßt werden. Er wird bei Mercedes zwei Wagen bestellen und sie werden für ihn bezahlt werden, damit er sie verkaufen könne, weil ihm füglich ein Einspänner als Hofwagen genügt. Er wird dafür zwei Gedichte zurücklassen und das Tagblatt wird sie drucken. Die Kaffeesieder werden Daniloorden bekommen. Wahrlich ich sage euch, so viele Granaten in die Schlafhütten von Skutari einschlugen, so viel Daniloorden für barmherzige Wiener wird es geben. Denn Österreich ist der Vorposten der europäischen Schwäche. Montenegro ist der Fühler, den eine ~~größere~~ Gefahr ausstreckt.

H Kraus